

00

50 Jahre

MARKUSKIRCHE STUTTGART

1908 — 1958



32 C

398

50 Jahre

MARKUSKIRCHE STUTTGART

1908—1958

Hinweis 2023

Anzeigen auf den Seiten

16, 17, 20, 21, 24, 25, 28, 29, 32, 33, 36, 37, 40,
41, 44, 45, 48, 49, 52, 53, 56, 57, 59, 60, 61, 64, 65
wurden nicht gescannt



Johannes der Täufer
(Bronzefigur auf dem Taufstein)

Zum Geleit

Ich höre noch unseren Wachtmeister im ersten Weltkrieg sagen: „Unser Regiment, was Prinzregent Luitpold heißt, hat immer etwas auf sich gehalten.“ Der freundliche Leser erlaube mir, der ich nichts weniger als ein Militarist bin, mit dieser militärischen Erinnerung zu beginnen. Um sie nun gleich ins Zivile, vielmehr ins Kirchliche zu übersetzen, so darf ich wohl sagen: „Unsere Gemeinde, die Markusgemeinde heißt, hat immer etwas auf sich gehalten.“ Nicht im Sinn eines Sichbesserdünkens als andere Gemeinden. Aber die Markusgemeinde hat immer ihre eigene Art gehabt und gepflegt und sich ihrer dankbar gefreut. Auch unsere Kirche hat von Anfang an unter ihren Stuttgarter Schwestern eine Sonderstellung eingenommen. Sie ist, wie aus diesen Blättern hervorgeht, vor nun 50 Jahren für die Randsiedler im Süden von Stuttgart gebaut worden. Wo der Fangelsbach „rauschte“ und über den Gräbern des abseits vom Lärm der Stadt angelegten Friedhofs die Bäume in den kühlen, durch die Schlucht von Degerloch herabwehenden Winden sich wiegten, standen zu Anfang des Jahrhunderts erst wenige Häuser. Für die Zukunft ist diese Kirche errichtet worden.

Die ersten Pfarrer, die in ihr ihres Amtes walteten, Gustav Gerok und Max Mayer-List, haben sich in besonderer Weise für die „Randsiedler der Kirche“, für die Menschen verantwortlich gewußt, die nicht von vornherein in einer christlichen Überlieferung daheim, die von Fragen und Zweifeln umgetrieben waren oder auch die noch keine gewichtigeren Fragen hatten, sondern eben harmlos in den Tag hineinlebten. Solche zu suchen, ihr Ohr, ihr Herz zu finden, sie hereinzuholen in die Gemeinde der Kinder des einen Vaters, ihnen das alte Evangelium in der Sprache zu verkünden, die sie verstehen konnten, das war ihr Anliegen. Und sie orientierten sich dabei weniger an der Vergangenheit als an der Zukunft, am Kommenden, an dem, der verheißen hat: „Ich will wiederkommen.“

Ihre Nachfolger sind mit Freuden auf dieser Bahn gegangen. Sie haben in der Markuskirche auch manches gewagt, was nicht überall so möglich gewesen wäre. Sie haben's nicht getan aus Neuerungssucht, sondern um ihren besonderen Auftrag zu erfüllen. In dem Evangelium, von dem unsere Kirche ihren Namen hat, kommt erstaunlich häufig das Wort „alsbald“ vor. Es ist ein Evangelium der raschen und kühnen Entschlüsse. Sein Symbol ist mit tiefem Grund der Löwe. Ein junger, ein innerlich junger Mensch scheint hier die Feder zu führen, ein Mensch, dem das lange Überlegen und Rücksichtnehmen nicht liegt, dem alles am Gehorsam gegen die Forderung Gottes in der jeweiligen Stunde gelegen ist. Etwas von diesem Geist möge unserer Gemeinde erhalten bleiben und in unserer Kirche immer eine Stätte haben.

Diese Blätter wollen unseren Gemeindegliedern, den alteingesessenen wie den vielen neuzugezogenen, und auch den sonstigen Freunden und Besuchern der Markuskirche ein wenig erzählen aus der 50jährigen Geschichte unserer Kirche und Gemeinde. Wir mußten dabei natürlich eine Auswahl treffen und auf manches verzichten, wovon recht wohl hier auch hätte die Rede sein können. So erzählen wir nicht von unserem Waldheim, das uns sehr ans Herz gewachsen ist, und von unseren Stadtmissionaren, denen die Obhut über dieses neben anderen wichtigen Aufgaben besonders anvertraut ist. Auch nicht vom Krankenverein, der ja noch älter ist als

unsere Kirche (er wurde schon 1896 gegründet), und von unseren Diakonissen, ohne die wir uns unser Gemeindeleben gar nicht denken können. Desgleichen wird nicht oder nur ganz kurz geredet von unserem Kindergarten, vom Unterricht in der Schule und bei den Konfirmanden, von unseren Jugendkreisen und Jugendwarten, unter denen besonders Erich Franke, jetzt Inspektor des Erziehungsheims Stammheim bei Calw in unserer Gemeinde unvergessen ist. Wenn in den letzten zehn Jahren fünf junge Männer aus ihr ins Pfarramt eingetreten sind, so ist das sicher auch mit einer Frucht seiner treuen, hingebenden Arbeit.

Den wertvollen Aufsatz über das Äußere unserer Kirche verdanken wir dem altbewährten Kunstsachverständigen unserer Landeskirche, Oberkirchenrat Georg Kopp. Von dem ersten Pfarrer, Gustav Gerok, berichtet eine ihm und seinem Haus durch lange Jahre freundschaftlich verbundene Frau. Von seinem Mitarbeiter und Nachfolger Max Mayer-List gleichfalls eine Frau, die ihm besonders nahestand. Von der Zeit des Kirchenkampfes der Mann, der in jenen stürmisch bewegten Tagen der erste Pfarrer an unserer Kirche war und ihr bis heute treu verbunden geblieben ist, D. Walther Buder, jetzt Prälat i. R. in Ulm. Aus der Fülle dessen, was während der Zeit des zweiten Weltkrieges und seitdem sich in unserer Kirche und Gemeinde ereignet hat, hat der Unterzeichnete einiges herausgegriffen, was ihm wert schien, hier festgehalten zu werden. Dem Dichter-Pfarrer Albrecht Goes danken wir herzlich für seinen Beitrag, der eine Sache hervorhebt, die in unserer Kirche sich immer besonderer Pflege erfreut hat, die *musica sacra*.

Dieses Heft ist eine Gabe unserer Gemeinde an alle, die zu ihr gehören oder sich mit ihr verbunden fühlen. Es kostet nichts. Wer aber gerne 50 Pfennig, 1,- DM oder auch mehr zur Deckung der Unkosten gibt, der soll bedankt sein. Ein etwaiger Reinertrag, den wir erhoffen, soll zum Bau eines so dringend notwendigen Gemeindehauses dienen, das vor allem ein Heim für unsere Jugend werden soll. Gott schütze sie, unsere Gemeinde und unsere Kirche, die uns so lieb und wert ist, auch wenn die Sachverständigen in architektonischen Fragen dies oder das an ihr auszusetzen haben, und segne den Dienst, der in ihr getan wird, auch weiterhin.

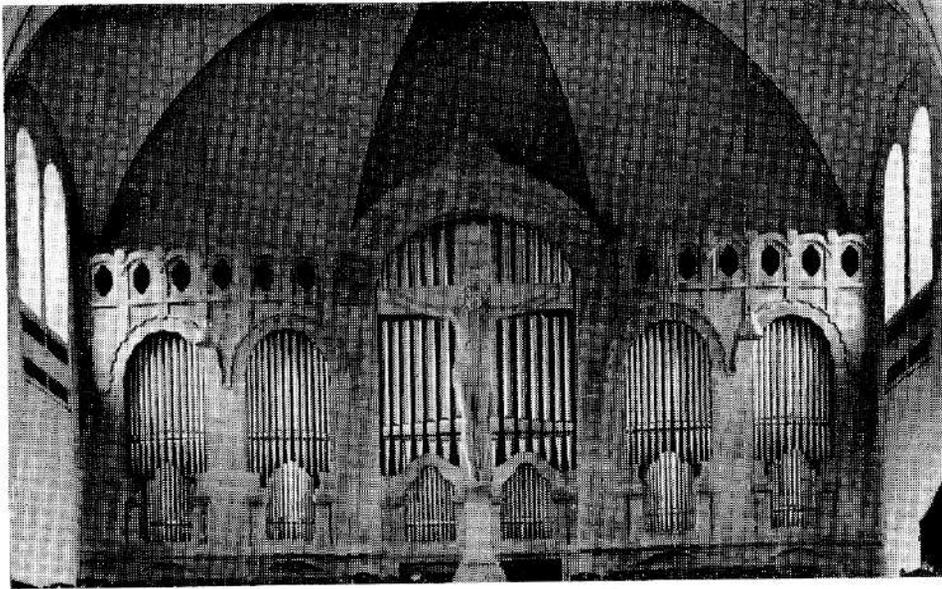
R. Daur

Die Markuskirche

In der Bucht des Stuttgarter Tals, die von den schönen Kurven der neuen Weinsteige hoch droben umzogen wird, liegt mitten im dichten Straßennetz von jener starren Art, wie man eben im ausgehenden neunzehnten Jahrhundert die Stadt erweitert hat, der Fangelsbachfriedhof als stille grüne Oase. Für das ringsum wachsende Kirchspiel konnte man im Jahre 1905 keinen schöneren Bauplatz des Gotteshauses wählen als den oberen Rand dieses schweigenden Bezirks. Es war eine kluge Entscheidung, von der ursprünglich vorgesehenen verkehrslauten Fangelsbachstraße hierher auszuweichen, und heute versteht man nicht mehr, wie eine kritische Stimme damals den Platz „schrecklich abgelegen“ genannt hat. Keinen Ort gibt's der die Gemeinde besser zu sich sammeln könnte und wohlgeiegener wäre. In vorgerückter Schrägstellung am Straßenkreuz bietet die Markuskirche allen, welche die Römerstraße heraufkommen, zusammen mit dem nahen Pfarrhaus eine harmonisch gestaltete Baugruppe dar. Der vieleckige Chor, vom Westgiebel mit dem Markuslöwen überragt, bestimmt das eindrucksvolle Bild. Die reichgegliederte Südfront mit ihrem durch stämmige Säulen betonten Hauptportal empfängt die Gemeinde als anspruchsvolle Schauseite, während gegen Osten der Anbau für Saal und Empore wie ein schlichter Gegenchor steht. Neben ihm aber ragt als Wächter aus den Bäumen des Friedhofs der hohe Turm auf. Sein charakteristischer Abschluß mit dem schmucken kleinen Helm ist ein Wahrzeichen des Stadtteils geworden. Seine Glocken zeigen übers Totenfeld weg der Gemeinde die Stunden an und rufen zu Gebet und Gottesdienst.

Als der Kirchbau vor fünfzig Jahren aus dem Boden wuchs, hat ihr Planer, Oberbaurat Heinrich Dolmetsch, den Stuttgartern eine Überraschung bereitet, wie er auch am Tag der Einweihung, dem 29. März 1908, bei der Übergabe der Schlüssel an den König aussprach, er habe sowohl in der Baukonstruktion wie in der künstlerischen Ausstattung der Markuskirche etwas Neues versucht. Als Schüler von Christian Leins, der 1866–1876 die Johanneskirche erbaut hatte, war er durch Jahrzehnte der führende Gotiker im Land gewesen und hatte neugotischen Formalismus in zahllosen Kirchbauten und Erneuerungen angewandt. Vielgerühmt war der von ihm geleitete sorgfältige gotische Ausbau des einst ausgebrannten und entstellten Inneren der edlen Marienkirche in Reutlingen. Mit seinem letzten Kirchenneubau trat er, bald ein Sechzigjähriger, kühn und entschlossen in die erste Reihe der Neuerer, welche die Tradition der bisher privilegierten mittelalterlichen Kirchbaustile brachen und versuchten, den evangelischen Kirchbau aus seiner gottesdienstlichen Eigengesetzlichkeit in der neuen Formensprache der Gegenwart freischöpferisch zu entwickeln. Es gab jetzt für Dolmetsch kein Zurückschauen auf den vorigen Weg, sondern nur die Losung: wenn neu, dann alles neu! Dreifach wird dieser Satz verwirklicht. Grundlegend ist jetzt eine Raumbildung aus dem Wesen des evangelischen Gottesdienstes allein. Für die Ausführung wird die Technik der Zukunft, der auf profane Aufgaben bisher beschränkte Eisenbeton, gewagt. Die Ausstattung aber nimmt unbedenklich an dem Ringen jener Jahre teil, den neuen Schmuckstil zu finden.

Auch heute noch, da neuester Kirchbau so sensationelle Schöpfungen hervorbringt, die eine ganz andere Art des Sehens und der Schau des Schönen voraussetzen, darf sich die Gemeinde, die sich hier am Sonntag versammelt, darüber freuen, daß ihre Markuskirche so beispielhaft und folgerichtig, auch vielleicht besser als mancher symbolisch gemeinte Kirchbau unserer Tage, die Grundforderungen Luthers für den Raum des evangelischen Gottesdienstes erfüllt, daß wir dort „miteinander Gottes Wort hören, miteinander beten und danken, welches am besten in der versammelten Gemeinde geschieht“, und daß das Haus „bequem sei für Prediger und Hörer“. Das Erlebnis der Gemeinschaft setzt den einheitlichen Raum voraus ohne Chorschranken zwischen Klerus und Laien, auch ohne Zertrennung in selbständige Schiffe, also mit freiem Blick auf Kanzel, Altar und Taufstein als Stätten von Wort und Sakrament. So erhielt die Markuskirche die ungewöhnliche Breite des Hauptraumes (14,7 m) und darüber ein nicht gar hohes Korbogengewölbe, das von der versammelten Gemeinde wie eine zusammenfassende Klammer verspürt werden will. Zwar sind auch noch niedere Arkaden auf gedrunghenen Säulen da, aber die Seitenschiffe von ganz



Chor der
Markuskirche

geringer Breite schauen mit wenigen Bankreihen ins Mittelschiff herein wie fast ebenerdige Emporen. Man könnte von der evangelisch verwandelten Basilika reden. Eine wirkliche Empore, dreizehn Bankreihen tief, hat freien Blick aus dem Ostanbau ins Mittelschiff und hinüber zum westlichen Sänger- und Orgelchor. Darum war es auch möglich, die Kanzel in so geringer Höhe zum unmittelbaren Ansprechen der Gemeinde und in allseitig unbehinderter Schau auf der Südseite neben dem Chorbogen aufzustellen. Welche Wohltat für den Prediger und seine Zuhörer! Der Altar aber, der mit dem einladenden Kreis seiner Steinschranken die größeren Gruppen der Abendmahlsgäste über zwei weit vorgeschwungene Stufen zu sich heransammelt, ist die eigentliche und betonte Mitte des ganzen Kirchenraumes, auch das Blickziel des breiten Mittelgangs. Der Taufstein steht vor einer Holzvertäfelten Wandnische auf der Nordseite neben dem Chorbogen als Gegenüber der Kanzel. Ein hohes Verdienst des Erbauers der Markuskirche ist, mit dieser schön ausgewogenen Anordnung der Stätten, an denen im Gottesdienst gehandelt und gesprochen wird, so schlicht und zwanglos den evangelischen Grundsätzen und den praktischen Erfordernissen gerecht geworden zu sein. Gerade damals wurden anderwärts wenig überzeugende Versuche gemacht, der Kanzel in erzwungener axialer Zusammenordnung ihren Platz vor oder über dem Altar zu geben.

Doch hat unsere Markuskirche noch eine Besonderheit, die in Württemberg sehr selten ist und einen eigenen liturgischen Anspruch bedeutet, nämlich die Sängerbühne im Angesicht der Gemeinde vor dem Hintergrund des mächtigen steinernen Orgelprospektes. Den Anstoß dazu gab gewiß das starke Eintreten der Straßburger Professoren Smend und Spitta in jenen Jahren für eine Bereicherung des evangelischen Gottesdienstes durch Wechselgesang zwischen Chor und Gemeinde. Die beiden führenden Liturgiker wollten auch im Kirchbau den Chor nicht als gesonderten Altarraum gelten lassen, sondern ihn, seinem Namen entsprechend, den Sängern vor der Gemeinde und auch der Orgel zurückgeben, so wie es in der Markuskirche geschehen ist. Einer Allgemeinentwicklung des Kirchbaues in diesem Sinne steht freilich die harte Tatsache entgegen, daß der Wechselgesang als feste Einrichtung des evangelischen Gottesdienstes kaum durchführbar ist. Die räumliche Möglichkeit dafür hat aber die Markuskirche zur besonderen Pflegestätte evangelischer Kirchenmusik werden lassen, und davon hat das ganze evangelische Stuttgart bis heute reichen Gewinn. — Dolmetsch wußte auch, daß gute Hörsamkeit für gesprochenes Wort und musikalische Akustik miteinander eine Hauptforderung an den evangelischen Kirchbau sind und in einem Großraum mit rund 1570 Sitzplätzen sehr sorgfältig gesichert werden müssen. Er hat die Erfahrung seines Lebens als Kirchbaumeister und seinen erfinderischen Geist dafür eingesetzt. Die Wände und das aus akustischen Gründen mäßig hohe Deckengewölbe meiden tunlichst glatte Flächen und wurden in Korkputz

inkrustiert. Die Kanzel ist um der Resonanz willen wie ein hohles hölzernes Musikinstrument gebaut, und ihr Deckel ist zum Reflex der Schallwellen nach unten konisch geformt. Der volle Erfolg solcher akustischer Maßnahmen ist nicht ausgeblieben. In jeder Hinsicht sind die besonderen Belange des evangelischen Gottesdienstes unabhängig von der Tradition mittelalterlicher Kirchenstile für die Planung allein maßgebend gewesen wie vorher bei keinem Stuttgarter Kirchbau.

Ebenso war der Bau der Markuskirche auch technisch ein Unternehmen bahnbrechenden Fortschritts. Wer einmal das Innere des 48,5 m hohen Turmes betritt und die Betongußtreppen hinaufsteigt, sieht und erlebt, was das verputzte Äußere nicht ahnen läßt, nämlich eine reine Eisenbetonkonstruktion moderner Art mit starken, senkrecht hochaufsteigenden Rippen und drei horizontal verspannende Zwischenplatten bis hinauf zu dem aus Werksteinen aufgesetzten Ringgesims unter dem hohen Umgang. Das war der erste Kirchturm, der, gegründet auf großer Fundamentplatte in ungünstigem Baugrund, „als monolithisches Ganzes“ aufgeführt wurde. Auf das Ergebnis der Schwankungsmessungen beim Probeläuten stellt der verdienstvolle Konstrukteur des Turmes, Dipl.-Ing. S. Zipkes, Zürich, mit berechtigtem Stolz fest: „Der Eisenbeton kann auf diesem Gebiet als das rationellste Baumaterial angesehen werden. Er hat sich hier ein neues Feld für immer erobert.“ In dieser Technik entstanden auch Gründung, Säulen und Tragpfeiler des Gesamtbaues und vor allem, wie man vom Laufsteg im Dachstuhl sehen mag, das weitgespannte Hauptgewölbe der Kirche. So allein konnte ferner der Saal unter der Orgel und derjenige unter der Ostempore stützenfrei ausgeführt werden. Aber mit unverhohlenem Mißtrauen und strengster Erprobung des dem Bau selbst entnommenen Betons in der Materialprüfungsanstalt der Technischen Hochschule, ja selbst mit vorübergehender Verfügung der Einstellung des Baus erschwerte das Innenministerium ein so ungewohntes Wagnis neuer Technik. Umfangreiche Akten und sorgfältigste Berechnung von Zipkes zeugen noch davon. Im ersten Entwurf hatte Dolmetsch es auf einen zweischiffigen Steinquaderbau abgesehen. Der hohe Kostenanschlag hatte abgeschreckt, und so wurde der billigere Weg der Betonkonstruktion mutig beschritten. Daß man aber nicht weiter wagte, die neue Technik nach außen zu zeigen, sondern die Kirche in freier Anwendung romanischer Stilelemente mit Rustikapfeilern und überkräftiger Fassung der Rundfenster und Portale in Klingenmünstersandstein aufgliederte und zusammen mit dem Verputz eine herkömmliche Bauweise vortäuschte, darf man einer Zeit erst beginnender Umstellung auf eine ganz andere Bautechnik nicht verargen. Allerdings fand es eine sachverständige Stimme schon 1908 zwar begreiflich, daß die äußere Erscheinung sich noch mehr an das Hergebrachte halte, fährt aber fort: „Es wäre sehr zu begrüßen, wenn die konstruktive Neuerung mit der Zeit auch in der Gestaltung mehr zum Ausdruck käme, um ihre formbildende Kraft zu beweisen, wie sie es in der Raumbildung schon getan hat.“ Trotz diesem Vorbehalt sei zuerst die schöngelagerte Ruhe des großen Mansardendaches anerkannt. Es birgt in sich die Wölbung des Mittelschiffes und ermöglicht so eine mäßige Höhe der Außenmauern der Kirche. Auch der mit Blendarkaden geschmückte Chor hat etwas von bewährter Würde der Form, und die bewegte Längsfront mit der überschweren Rahmenarchitektur des Hauptportals und dem Ziergiebel der Sakristei leidet wenigstens nicht an moderner Eintönigkeit. Der Turm schließt in der Höhe nicht ohne reizvolle Anmut ab, mag diese gleich aus gemischten Elementen der Überlieferung stammen. Die gekoppelten Rundfenster der Glockenstube, den Bläserumgang über vier Engelsgestalten, die Kampf, Friede, Hoffnung und Auferstehung darstellen, den geschweiften Umriss der Dachhaube, von Kreuz und Turmhahn bekrönt, könnte man romanische Renaissance nennen.

Überraschend neuartig war für einen Kirchenraum auch die Durchbildung des Schmuckes und der Ausstattung im Innern der Markuskirche. Hier sah man die neue Formenwelt, die an Stelle des verbrauchten historischen Dekorationsschemas treten sollte. In weichen, gefühlig flüssigen Umrissen und dekorativem Linienspiel glaubte man den neuen, sehnsüchtig gesuchten Stil zu finden, ohne den Gegensatz dieser Schweifungen zum statischen Wesen der Architektur zu erkennen. Schon in den Umrandungen des Hauptportals begegnet uns die reiche und weiche Form fließender Linien und

üppiger Füllungen und, wenn wir eintreten, erst recht im großen vieldurchbrochenen steinernen Aufbau des Orgelprospektes. Die Baueingabe hatte an seiner Stelle noch eine schöne symmetrisch aufgebaute Front freistehender, nur von wenigen Kupferbändern gehaltener Orgelpfeifen vorgesehen. Auch das hohe Postament des Steinkreuzes, der Schmuckkranz auf dem Schalldeckel der Kanzel, die mit Einlegearbeit gezierte Taufnische, die Säulenkapitelle, die geschwungene Emporebrüstung und selbst noch die Gestühlwangen zeigen den Formgeist jenes weichen Stils, den das Auge heute am meisten als zeitgebunden und gestrigen Geschmack empfindet, so modern er damals gewesen ist. Die fast gleichzeitig gebaute Stuttgarter Erlöserkirche Theodor Fischers wies allerdings durch strengere Sachlichkeit der Form, durch klare Absage an alle verspielte Ornamentik und weise Beschränkung des Schmucks auf die Aussagekraft weniger echter Kunstwerte entschiedener in die Zukunft.



Krucifixus

Aber ein Werk großer Kunst beherrscht auch den ganzen Raum der Markuskirche und ist in besonderer Weise dazu angetan, Sammlung des Blicks und des Gemütes zu erwirken: Das Bild des Gekreuzigten auf der erhöhten Steinbrüstung der Sängerbühne. In bewußter Absicht ist es nicht mit dem Altar unter ihm verbunden und überragt auch die seitliche Kanzel. Denn es soll vor der Gemeinde als das allein gültige Zeichen des Heiles aufgerichtet stehen, das ihr im Wort wie im Sakrament angeboten wird. Sein Schöpfer, Hermann Lang aus Heidenheim (1856–1916), hatte in München bei Adolf Hildebrand gelernt, unmittelbar aus dem Stein neue ausdrucksvolle Kunst zu schaffen, die in nichts mehr an Gipsmodelle erinnert. Das ganze Bildwerk, mit Ausnahme des oberen Kreuzendes, ist aus einem einzigen Sandsteinblock gehauen. Manchem ist es schon ergangen wie dem späteren Kirchenpräsidenten D. Johannes Merz: „Je länger ich den Langschen Kruzifixus betrachte, desto tiefer ist der Eindruck, den er auf mich ausübt... Es ist klar, daß hier eine andere als die herkömmliche Auffassung vorliegt. Die Gotik schildert das Verscheiden nach namenlosen Martern, die Barockkunst, von Laokoon beeinflusst, das Zugrundegehen des Kraftmenschen. Lang schildert das Stillhalten des Lebenden bei angenagelten Gliedern, an Händen und an Füßen gebunden, in der Qual. Damit verbindet sich das harmonisch psychische Motiv: Das Stillehalten dem gegenüber, was Gott schickt... Es ist noch nicht soweit, daß Jesus rufen könnte: ‚Es ist vollbracht‘, aber

dennoch ruhen jetzt auch Herz und Geist im Gehorsam gegen den himmlischen Vater". Wie eindringlich bezeugt die gerade Ausrichtung des aufgehobenen Hauptes Christi den Gehorsam des Leidens als Tat. Mehr als jeder mitleiderregende Kruzifixus mag die hier dargestellte Seelenhaltung in den schwersten Zeiten der vergangenen fünfzig Jahre eine unter diesem Kreuz versammelte Gemeinde angesprochen haben. Hermann Lang hat auch das Christusantlitz über dem Haupteingang der Kirche geschaffen. Es läßt an den „vollkommenen Mann nach dem Maß des Alters Christi" (Eph. 4,13) denken.

Über den niederen, etwas gedrückten Arkaden der Seitenschiffe sind in die acht Felder zwischen dem Anlauf zu den Gurtbogen des Gewölbes Reliefbilder in Stuck angetragen. Sie folgen dem Markusevangelium, beginnend mit der Taufe Jesu, und schildern weiter sein Heilandswerk als Freund der Kinder, der Armen, der Kranken und der Sünder. Der Tempelreinigung, gegenüber dem Haupteingang, folgt der Gebetskampf im Garten Gethsemane, und endlich weist die Kreuzaufrichtung zum großen Zeichen der Kirche, dem Gekreuzigten über dem nahen Altar. Worte aus dem Evangelium sind beigesetzt. Professor Friedrich Keller, der in religiösen Bildern eine epische, fast deklamatorische Feierlichkeit anstrebte, anders als in seinen bekannten lebensnahen Gemälden aus Steinbruch und Industrie, hat alle Szenen komponiert und dadurch den einheitlichen Stil der Reihe gewährleistet. In die Ausführung teilten sich die Bildhauer Bausch, Gimmi, Rheineck, Lindenberger und Gäckle, ohne daß persönliche künstlerische Züge stärker spürbar werden. Fein und sinnvoll sind an der Kanzelbrüstung die in verschiedenen Holzarten getönten Intarsien der Gleichnisse vom unfruchtbaren Feigenbaum, vom Sämann und vom Schnitter nach Entwürfen von Rudolf Yelin d. Ä. Eine Meisterarbeit Adolf Gaugers ist der getriebene kupferne Deckel des Taufsteins.

Die sorglose, wohlhabende Zeit vor dem ersten Weltkrieg liebte wie im Privathaus auch in der Kirche eine kunsthandwerkliche Üppigkeit der Ausschmückung. Diese Neigung verleugnet sich auch im Innenbild der Markuskirche nicht. Aber es ist merkwürdig, wie das hochaufgerichtete Zeichen des Kreuzes den Blick mit hohem Ernst von zerstreuer Vielheit auf den Einen lenkt, der seine Gemeinde sammelt in der Betrachtung seines gehorsamen Opfers von Leib und Blut. Viele Einzelheiten der Ausstattung aber mögen immer bezeugen, mit welcher Liebe und Sorgfalt der Erbauer selbst das Kleinste und seine künstlerische Form bedacht hat, und wie er die Fülle seiner praktischen Lebenserfahrung im Kirchbau der Gemeinde zugute kommen lassen wollte.



Leseputl der Markuskirche

Die Abschlußsumme der Baukosten betrug 510 873,— Mark, davon waren 54 548,— Mark Beiträge und Stiftungen der Gemeinde zur künstlerischen Ausstattung. Diese war so reichlich, daß wenig Anlaß und Gelegenheit zu späterer Ergänzung gegeben war, wenn man von der notwendigen Neubeschaffung der Glocken und dem jüngsten Orgelausbau absieht. Einen schönen Lesepult aus Eichenholz schuf aber die Künstlerin Dagmar von Berge-Herrndorf. Träger ist ein betender Engel, der als säulenhaft geschlossene und in sich gesammelte Gestalt vor dem Altar steht. Größere, innig andächtige Krippenfiguren in gebranntem Ton, auf den Weihnachtsaltar bestimmt, sind ein Werk der Bildhauerin Frida Christaller. Seitlich beim Orgelspieltisch im Sängerchor gibt das Gemälde der heiligen Familie nach van Dyck, gut kopiert von Professor Kreibich, einen feingestimmten farbigen Akzent. An den Abschlußwänden der schmalen Nebenschiffe locken biblische Bilder, hier Christi Heilung eines Besessenen, mit echter seelischer Einfühlung gemalt von Ernst Gräser, dort die Geburt Christi von Käthe Schaller-Härten, zur näheren besinnlichen Betrachtung. Auch der nüchterne Saal unter der Empore empfängt durch ein Gemälde von Professor Friedrich Keller, das die Grablegung Christi feierlich in reichem Farbklang darstellt, eine edle Ausschmückung.

Daß die Markuskirche in den entsetzlichen Bombennächten des zweiten Weltkrieges, als beinahe alle anderen evangelischen Kirchen in Stuttgart ausbrannten, gnädig erhalten blieb, ist die dankbare Freude des Jubiläums. Was sie Schaden erlitten hat, ist größtenteils wiedergutmacht.

Die notwendigen Erneuerungen haben dazu beigetragen, mit zeitgemäßer Schlichtheit das dekorative Übermaß zu dämpfen. Dies gilt vor allem vom Ersatz der früheren, vom Gewölbe hängenden Beleuchtungskörper mit ihrer aufwendigen, profanen Üppigkeit. Schon Stadtpfarrer Gerok hatte sie einfacher gestaltet gewünscht. Auch die Fenster sind ohne die alte unruhige Linienornamentik erneuert worden. Einen Gewinn bedeutet es ferner, daß der Durchblick zum fernen Rundfenster des Orgelchors mit einer Pfeifenreihe im steinernen Prospekt beim Orgelausbau geschlossen worden ist. Der beruhigte Hintergrund kommt der Wirkung des Steinkreuzes sehr zugute. Die Dreiergruppen der Fenster in den Seitenschiffen sollen zum 50jährigen Jubiläum eine künstlerisch starke figurale Verglasung bekommen, in der alttestamentliche Vorbilder und prophetische Zeugnisse zur Heilsgeschichte des Neuen Bundes aufleuchten werden. Die hohen und großen Rundfenster des Mittelschiffs spenden dann nach wie vor eine Fülle hellen nüchternen Lichts und bewahren die Kirche vor farbig-mystischer Verdunklung, die ihr Erbauer in bewußt evangelischem Geist ganz vermieden hat.

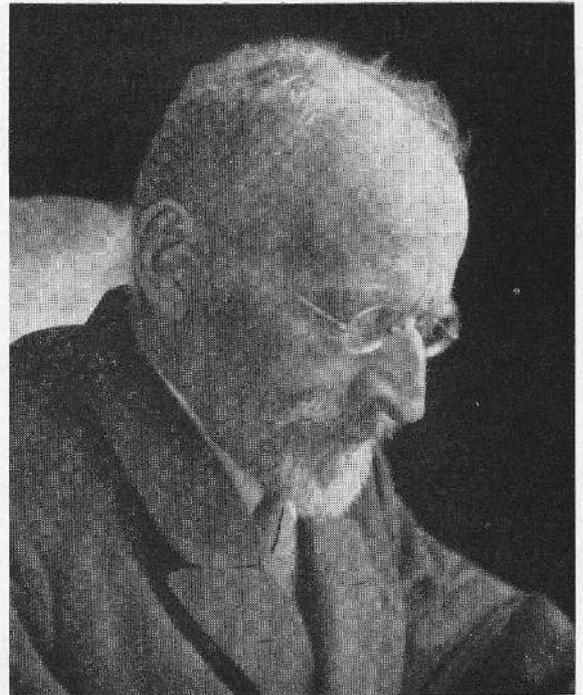
Auch der zweimalige Glockenverlust der Weltkriege ist seit 1950 mit drei neuen Glocken (Cis, E, Fis) aus der altbewährten Glockengießerei Heinrich Kurtz wieder ersetzt, und sie sind schwerer gegossen als früher. Ihrem volleren Klange wird die kleinste A-Glocke, die noch von 1922 stammt, durch Neuguß angeglichen werden müssen.

Kaum vier Monate nach der Einweihung der Markuskirche war Heinrich Dolmetsch am 25. Juli 1908 gestorben. Stadtpfarrer Gerok, dem der Kirchbau so sehr Herzenssache gewesen war, hat eine Besprechung der Markuskirche, die im Christlichen Kunstblatt im Februar 1909 erschienen ist, mit der Feststellung beschlossen, das erprobte Alte sei hier mit dem zeitgemäßen Neuen glücklich verbunden und die Frage des evangelischen Kirchbaues ihrer Lösung einen guten Schritt nähergebracht. Der gute Schritt, den Dolmetsch noch im Alter ins Neuland getan hat, war eine entschiedene und folgerichtige Entwicklung des Baugedankens allein aus dem Geschehen im evangelischen Gottesdienst und aus seinen praktischen Erfordernissen. Damit empfing die Markusgemeinde eine Heimat, die ihr je länger je lieber werden mußte. Mag sie auch zeitbedingte Zierformen zeigen, so bleibt doch der schönste, nie veraltende Schmuck der Kirche: die zum Gottesdienst zahlreich versammelte Gemeinde selbst.

G. Kopp



Oberbaurat Dolmetsch † 1908



Stadtpfarrer Gustav Gerok † 1929

Gustav Gerok

1845 bis 1929

Wenn sich im Jahre 1958 die Stuttgarter Markusgemeinde anschickt, das Fest ihres 50jährigen Bestehens zu feiern, so tritt augenblicklich der Mann vor unser Auge, der ihr erster Pfarrer und Seelsorger gewesen ist: Gustav Gerok. Es bedeutet mir eine helle Freude, daß ich beauftragt wurde, davon zu erzählen, was bei diesem lieben Namen persönlich in mir aufblüht, klingt und singt, weint und lacht.

Die Markusgemeinde setzt sich nicht nur aus den Stuttgartern zusammen, die in ihrem Stadtbezirk wohnen. Sie hat eine Menge unsichtbarer Glieder, große und kleine Kinder, die, von ihrem ganz besonderen Lichte angezogen, Wärme und Nahrung bei ihr holen, jahraus, jahrein. Nein, Sankt Markus ist keine gewöhnliche Kirchengemeinde. Sie ist durchweht von der königlichen Freiheit der Kinder Gottes und hat eine weite Schau. Deshalb fiel ihr auch ganz ungesucht und ungewollt die Aufgabe zu, da zu sein für seelisch Heimatlose, Entwurzelte, Unverstandene.

Ehe ich nun von meinem persönlichen Erleben mit Gustav Gerok berichte, sei der äußere Rahmen seiner Erdentage skizziert.

Gustav Gerok wurde als erster Sohn des Dichters und späteren Hofpredigers und Prälaten Karl Gerok am 25. 8. 1845 in Böblingen geboren. Vom Vater sowohl als von seiner Mutter, einer geborenen Kapff, war ihm ein reiches Geisteserbe anvertraut, das zu verwalten bei äußerst zarter Leiblichkeit seine reine, allem Schönen weit geöffnete Seele aufs beste verstand. Als schwächtiges vierzehnjähriges Büblein hat er im Seminar Maulbronn anlässlich einer Schillerjubelfeier 1859 den Sieg in einem Dichterwettbewerb davongetragen, aber kaum daran gedacht, dies zu erzählen. 1863 finden wir den Theologiestudenten in Tübingen. Da war es wieder eine vaterländische Jubelfeier, welche diesen Abschnitt seines Lebens einleitete. Man feierte das Gedenken an die Völkerschlacht bei Leipzig. Gustav schreibt damals: „Wenn auch das Gold von der Festfahne abgeschnitten war, so wurde in Tübingen, wo die Königsgesellschaft ihr 25jähriges Bestehen mit Glanz feierte, das schwarzrot-goldene Band um so ehrfürchtiger begrüßt und angezogen.“ Es folgt dann die

Vikarszeit in Schnait, Obertürkheim, Kuppingen, Stuttgart, die Verheiratung mit Emilie Goldmann, der Tochter des Pfarrers Friedrich Goldmann aus Wangen, es folgen die Amtsjahre in Weingarten, Brackenheim, Ulm und zuletzt Stuttgart. Hier stand seine Kanzel zunächst in einem höchst bescheidenen Wanderkirchlein, das noch nicht einmal einen Namen hatte. Als man überlegte, wie „es“ heißen sollte — Auferstehungskirche wegen der Friedhofsnähe, Fangelsbachkirche, Immenhofkirche —, da war es bezeichnend für Gustav Gerok, daß er den Namen *Markuskirche* vorschlug, weil dieser Apostel dem bescheidensten Evangelium den Namen gab. Die königliche Genehmigung wurde erteilt und der Name auch auf die später erbaute heutige Markuskirche übertragen. Diese konnte 1908 eingeweiht werden. Wie leicht und schnell sich solches schreibt! Aber jeder, der auch nur den kleinsten Bau geleitet hat, ahnt den leib-seelischen Kräfteverbrauch eines Kirchbaus in solchem Umfang. Noch vor dem atemraubenden Geschehen des ersten Weltkriegs hat er die Kraft des Mannes erschüttert, der in der Hauptsache die Verantwortung trug. Aber gehört nicht unser aller tiefste Liebe dem zu, um das wir gekämpft und gelitten haben? Gustav Gerok schreibt, er habe die Gründung der Markusgemeinde mit dem Verlust der Pfarrfrau bezahlen müssen. Aber als er sich 1917 zum Ruhestand entschließen mußte und nach Degerloch zog, hören wir die Worte von ihm:

„Am Markustag zog ich von Markus ab,
Stets denk ich dran, was er mir Liebes gab.
Und dien ihm gern auch ferner bis ins Grab.“

Ehe ich von all dem Guten und Schönen berichte, was mir die Freundschaft mit dem verehrten und geliebten Mann geschenkt hat, sei ein Lied seiner Nichte, der Dichterin Therese Köstlin, hierher gesetzt:

Lichteskinder.

„Sie gehen durch die Welt auf Lichtesspuren,
Wie Sonnenglanz erhellt die öden Fluren,
Wird's licht in jedem Kreis, drein sie getreten,
Und keiner weiß, warum; ihm ist, als könnt' er wieder beten.“

Die Wunden des 1. Weltkrieges waren noch ganz frisch, als ich diesem väterlichen Freund begegnen durfte, der mir zum Wohltäter meines Lebens wurde und zu der „Wolke von Zeugen“ für mich zählt, die unsere Seele formen, schützen und erhalten. Es gilt dies ja nicht nur für die Zeit der Sichtbarkeit. Das Bild der Wolke besagt, daß sie aufsteigen muß von der Erde. Wenn ich heute den Namen Gustav Gerok denke oder schreibe, fühle ich mich alsbald reich und dankbar. Es reckt sich in mir der inwendige Mensch und weiß: mit meinem Gott darf ich über die Mauer springen. Es sind allmählich so viele Mauern um uns her entstanden. Fast täglich, stündlich türmt sich eine vor uns. Wohl uns, wenn wir Wolken von Zeugen dafür haben, daß wir auf der Seite des Siegers stehen.

Ich erlebte Gustav Gerok, wie er mit einem dreijährigen Bublein verkehrte, das anders wollte, als es sollte. Es verwandelte sich bei Eintritt seines „Stadtparro“, wie es ihn nannte, zu eitel Freundlichkeit. Keine Minute brauchte die Verzauberung des Gebrülls zu Harmonie.

Ich durfte die vielen wonnigen Reime lesen, die der Vater seinen eigenen Kindern machte, wenn diese herbeigestürmt kamen und sogleich und dringlich „ein Gedicht“ verlangten, weil sie für eine Lehrerin, einen Schauspieler, eine Sängerin schwärmten und nicht wußten, wie sie ihre Begeisterung anbringen könnten. Nein, der Vater schickte sie nicht fort, die lieben Blondköpfe, die ahnungslosen Störenfriede. Er schüttelte ihnen das Gewünschte mit Blitzesschnelle aus dem Ärmel, wie die goldenen Äpfel vom Baume fiel es ihnen in die geöffneten Hände.

Ich war Zeuge jener wundersamen Kraft, die sein geduldiges Anhören und sein stiller Zuspruch in Gemütskranken auslöste.

Ich erinnere mich an eine Fülle fesselnder Beispiele, die er bei Katechesen für die Jugendlichen bereit hatte. Die köstliche Heiterkeit seines Gemütes hatte etwas Heiliges an sich. Es wurde niemals aus seinem sprunghaften Humor ein verletzender spöttischer Funke trotz seiner feinsten Beobachtungsgabe.

Ich durfte auch einmal mit Gustav Gerok über die Filderebene gehen. Tief zog der Wandersmann den Hut ins Gesicht und hüllte sich in den Lodenmantel, freute sich am Wind und seinem Tosen. Seinen blauen Augen entging aber nichts von dem, was kreucht und fleucht, und nach jedem Blumennamen konnte man ihn fragen. Wie liebte er die Weite, und wie prachtvoll konnte er nach Reisen ins Gebirge seine Erlebnisse erzählen. Oft waren sie in Reime gefaßt und beglückten unter dem Namen „Sommerprossen“ die Familie im Winter.

Es war eine große Stille um Gustav Gerok. Seine Freunde auf der Universität nannten ihn „Stilling“. Als ich ihn zum erstenmal predigen hörte, erstaunte ich ob der großen Schlichtheit bei solch hohem Geistesflug. Mir fiel ein Wort von C. F. Meyer ein, der vom Sämann sagt: „Er teilt das Brot des lieben Gottes aus.“

Gustav Gerok kannte die deutsche Literatur in erstaunlichem Maße. Die Größe und Weite seiner künstlerischen Kräfte machte mir seine Gegenwart zu einem Fest. Er war mein bester Buchberater. Ein kurzes Wort, das ins Schwarze traf, ließ erkennen, welche Bedeutung er dem erwähnten Werk zumaß. Und seines Herzens Güte entsprechend hüllte er dann ein negatives Urteil ins freundliche Kleid des Humors, während er bei Anerkennung nicht mit dem Lobe kargte.

Einmal hörte ich, wie er seine Magd tröstete, als er sie mit verweinten Augen erblickte und fürchtete, man habe ihr etwas zuleide getan. Er traf den Ton des Landkinds und machte mühelos ihren Himmel wieder blau.

Noch sehe ich seine verklärten Züge, als er einem Pianisten lauschte, der ihm seine Lieblingskomponisten spielte in einer Zeit, da sein zarter Körper schon dem Verlöschen nahe war.

In seiner Krankheit sorgte er sich um die Nachtschwester, die nicht richtig schlafen durfte, und schlug ihr vor, doch die Haube abzulegen, um bequemer zu ruhen. Als das Anerbieten abgelehnt wurde, lächelte der Kranke freundlich und meinte: „Ja, Sie haben ganz recht, in der Haube steckt die Autorität.“

Wenn ich rückschauend überlege, was eigentlich das Einmalige und Besondere an Gustav Gerok war, so erkenne ich, daß er der menschlichste der Menschen, ein wahrhaft priesterlicher Mann, ein Apostel des Friedens und der Liebe gewesen ist. „Deren Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach.“

Stuttgarter Evangelisches Sonntagsblatt



Das Älteste Evangelische Sonntagsblatt (gegr. 1866)

Das Blatt der Verinnerlichung und Vertiefung

Das Blatt des kirchlichen Aufbaus mit dem weltweiten Blick

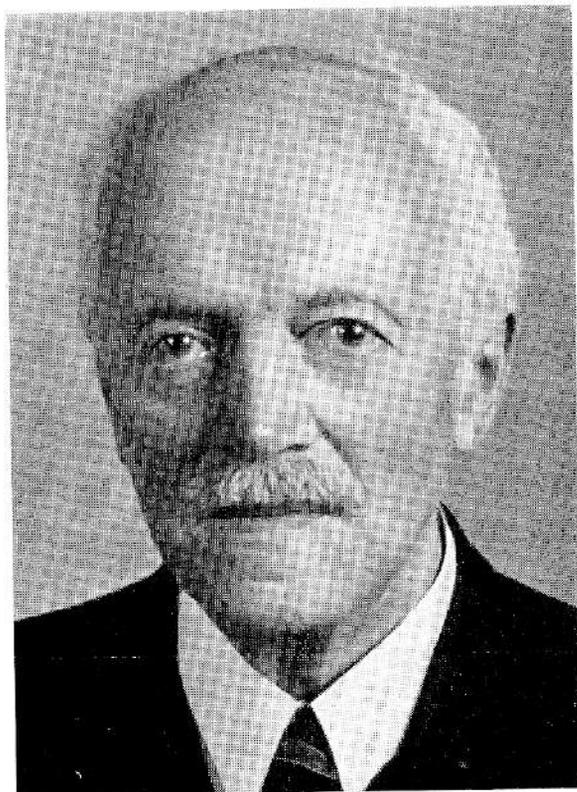
Das Blatt mit den schönen Bildern und der guten Erzählung

Bezugspreis für ein Vierteljahr bei der Post bestellt DM 2,40 zuzüglich
Zustellgebühr oder direkt vom Verlag unter Streifband DM 3,10; bei
unserer Ortsvertretung DM 2,40

Verlag Stuttgarter Ev. Sonntagsblatt, Stuttgart W, Augustenstraße 11-15

Aus den ersten Jahrzehnten der Markuskirche

Es war ein hoher Festtag für die Gemeinde, als am 29. März 1908, am Sonntag Lätare, die Glocken zur Einweihung der Markuskirche zusammen läuteten. König Wilhelm und Königin Charlotte waren zur Feier erschienen; prachtvoll erklang die Orgel in dem hochgewölbten Raum, dessen gute Akustik sich sofort erwies. Stadtpfarrer Gerok hielt die Festrede, der zweite Stadtpfarrer, Mayer-List, im Anschluß



Prälat Mayer-List † 1949



Professor Adolf Benzinger † 1914

daran die Taufe des jüngsten Gemeindeglieds, eines siebenten Kindes, bei dem der König Pate stand. Der König selbst hielt das Kind über die Taufe; aber durch ein Versehen der Hebamme war es ihm zu früh gereicht worden, und dem König in der engen Uniform fingen die Arme zu zittern an. Rasch entschlossen kürzte der Pfarrer seine Taufrede ab. – Eine große, freudig bewegte Menge sammelte sich nach Schluß des Gottesdienstes vor der Kirche. Aus einem grünen Kranz von Gärten und Weinbergen, durch den stillen Fangelsbachfriedhof wie mit einer grünen Mauer von dem Getriebe der Stadt abgeschlossen, ragte die wuchtige Kirche mit ihrem hohen Turm empor.

Bald wurde sie zum Mittelpunkt der aufstrebenden Gemeinde. Alteingesessene Weingärtnersfamilien, Kaufleute, Arbeiter und Beamte in guter Mischung bildeten eine reichgegliederte, lebendige Gemeinschaft. In schöner Zusammenarbeit gaben die beiden Pfarrer ihr Bestes, um die Kraft und Freude des Evangeliums zu verkünden. Regelmäßige Bibelstunden öffneten das Verständnis für das göttliche Wort; der sonntägliche Gottesdienst sollte eine Stätte der Andacht und Aufrichtung werden, Chorgesang und Orgelmusik führten zu Besinnung und Andacht. Kantatenabende und Konzerte unter der Leitung des Organisten Adolf Benzinger und unter Mitwirkung trefflicher Künstler weckten den Sinn für echte sakrale Musik. 1912 fand das große Bachfest in der Kirche statt mit Aufführung der H-moll-Messe, Instrumentalwerken und Kantaten; damals ein großes Ereignis! Ofters kam das Königspaar oder auch die Königin allein zum sonntäglichen Gottesdienst. Eine kleine Welle der

Aufregung durchlief jedesmal die Gemeinde, wenn der königliche Besuch in der Frühe vom Hofmarschallamt angesagt wurde: Die beiden samtbezogenen Sessel, die sonst zur Trauung dienten, wurden bereitgestellt, ein Fußschemel für die Königin beschafft; die Kirchenältesten stellten sich zum Empfang am Portal auf und probierten noch in Eile die ausgeliehenen Zylinderhüte auf, die beim einen oder andern schnell mit Zeitungspapier ausgestopft werden mußten, um dem Träger im feierlichen Moment nicht ganz über den Kopf zu rutschen. Der Mesner Lohmann wurde noch genau instruiert. Trotzdem kam Unvorhergesehenes vor; als zum Beispiel nach Schluß des Gottesdienstes das hohe Paar sich umkehrte und Anstalt machte, den Raum mit der Gemeinde zusammen durch das Mittelschiff zu verlassen, statt, wie vorgesehen, durch die Türe bei der Sakristei, wußte sich der verzweifelte Mesner nicht anders zu helfen, als laut „Pst! Pst! Majestät!“ zu rufen, „da geht's raus.“ Worauf der König schmunzelnd umkehrte.

In hingebendem Dienst wurden im Krankenbesuchsverein und im Krankenkostendienst die Gemeindeglieder zu tätiger Nächstenliebe herangezogen und der Sinn für kirchliche Mitarbeit geweckt. Im Missionsverein lernten die Frauen bei fleißiger Handarbeit durch Berichte über die Zustände in anderen Ländern – ärztliche Mission usw. – über sich hinaus blicken und anteilnehmen am christlichen Geschehen in der Welt. Alljährlich im März fand ein Gemeindeabend statt im großen Dinkelackerischen Saal mit Vortrag eines der Geistlichen und Aufführungen des Kirchenchors und der Jugend, bei dem sich alt und jung der Gemeinde in geselligem Beisammensein traf und kennenlernte. Mit Begeisterung übten die jungen Leute bei solchem Anlaß klassische Stücke ein, wie Zriny, Der zerbrochene Krug, Wallensteins Lager, und die Proben halfen mit, in gemeinsamer Anstrengung und Freude ein festes Band um sie und ihre Pfarrer zu schließen.

Stadtpfarrer Mayer-List, von dem hier besonders die Rede sein soll, war Vorsitzender der evangelischen Arbeitervereine in Württemberg. Er hatte ein warmes Verständnis für die Arbeiterwelt und die sie bewegenden Fragen und suchte in Vorträgen in Stadt und Land vertiefend und klärend zu wirken. Auch seine Tätigkeit im Evangelischen Bund, im Gustav-Adolf-Verein, im Evangelisch-Sozialen Kongreß weitete seinen Blick für die Nöte der Zeit. Als Herausgeber des Kirchlichen Anzeigers für Württemberg und im Pfarrverein suchte er der Pfarrerschaft im ganzen Land zu dienen, ihre Anliegen zu Gehör zu bringen und sie für ihre Aufgaben auszurichten. Trotz der äußerlich friedlichen Zeiten gärte es mancherorts in der Tiefe. Christentumsfeindliche Elemente suchten in großen Massenversammlungen die Menschen gegen Kirche und Schule und alle bestehenden Ordnungen aufzuwiegeln und Verwirrung zu schaffen. Wollte der Pfarrer ihnen entgegentreten, mußte er sich gut informieren und gründlich vorbereiten. Oft war es unmöglich, ein ernsthaftes Wort zu Gehör zu bringen. Aber manchmal erreichte einer mit einem schlagfertigen Wort mehr als mit langen Reden. So Stadtpfarrer Traub, der, als ein Redner von auswärts seinen gehässigen Vortrag schwungvoll mit den Worten schloß: „Ich sage euch, mit dem Christentum ist's Matthäi am Letzten!“ ausrief: „Weiß der Herr Redner was Matthäi am Letzten steht?! Nämlich: Christus spricht: ‚Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden, und: siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.‘“ Wodurch der bösen Rede die Spitze abgebrochen und mancher Zuhörer nachdenklich wurde.

Solch vielseitige Tätigkeit des Pfarrers wirkte befruchtend auf die Arbeit in der Gemeinde zurück. Sie gab der Predigt den Ernst in der Auseinandersetzung mit den Fragen des Lebens und die Eindringlichkeit zur Bildung der Persönlichkeit im Sinne Christi. Noch ahnte man nicht, welche Gefahren heraufzogen, wie bald sich zeigen sollte, was echt und wahr und krisenfest im Glauben jedes einzelnen war. Unermüdet ging Pfarrer Mayer-List von Haus zu Haus in seinem Bezirk und ließ es sich nicht nehmen, vor der Konfirmation die Eltern eines jeden Kindes aufzusuchen, als der günstigsten Zeit, um mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Die Konfirmierten aber sammelte er, Buben und Mädchen, je an einem Wochentag abends im Saal unter der Orgel zu einem guten Wort oder einer kurzen Erzählung, zu fröhlichem Spiel und Liedern. Die Kinder – manche aus schwierigen Verhältnissen, aus allerlei Ständen

beisammen – sollten eine gute Geselligkeit kennenlernen, die sie vor seichter Unterhaltung bewahre. Sie sollten merken, daß Christsein fröhliche, aufgeschlossene und gegeneinander rücksichtsvolle Menschen mache.

Am 1. Januar 1914 predigte Mayer-List über Hebr. 13,9: Der wichtigste Neujahrswunsch – Festigkeit in Gott. Noch herrscht Frieden in der Welt. Als im Juli ein furchtbares Gewitter Verheerungen und Überschwemmungen anrichtet und der Fangelsbach aus seinen Ufern tritt und Schlamm und Steinmassen bis in die Tübinger Straße hinunterwälzt, denkt niemand daran, dies als Vorzeichen von kommendem Unheil anzusehen. Da fällt der Schuß in Serajewo, und der Frieden zerbricht.

Samstag, 1. August abends, halb sieben Uhr, Anschlag: Mobilmachung! Der Stadtdekan ordnet Zusammenläuten aller Glocken und Abendmahlsfeiern an. Sonntag Morgen gedrängt volle Kirche. Als der Pfarrer die Kanzel betritt, hört man Schluchzen. Dann große Stille. Text: Wachtet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark. Abends, 6 Uhr, Abendmahl für die Ausmarschierenden zusammen mit Stadtpfarrer Gerok, der nachts aus der Schweiz zurückgekehrt ist. Täglich Abendmahlsfeiern und Kriegstrauungen in der Markuskirche. Am 16. August gibt Professor Benzinger vor seinem Ausmarsch ein Abschiedskonzert in der Kirche unter Mitwirkung von Professor Freytag und Wendling. Benzinger und Wendling sind feldgrau. Die Kirche ist sehr voll. Zum Schluß Bachs Choralvorspiel „Aus tiefer Not“, von dem Benzinger überleitet zu „Ein feste Burg“, in das die ganze Gemeinde stehend mit einstimmt. Der Landsturm ist aufgerufen. Morgens, 4 Uhr, kaum sichtbar in der Dämmerung, sammeln sich die Soldaten im Hof des Karls Gymnasiums zum Ausmarsch und nehmen Abschied. Das fahle Licht des Morgens wirft seinen matten Schein über sie. Abends werden Verwundete gebracht. Mit verbundenen Köpfen und Gliedern, mit blutleeren Gesichtern liegen sie auf den zurechtgemachten Lastwagen und suchen bei der Fahrt durch die Straßen der hurrarufenden Menge Grüße zuzuwinken. Manche liegen ganz still und teilnahmslos. Das Hans-Sachs-Haus ist voll mit Verwundeten. Mayer-List und seine Frau gehen zu ihnen. In der Pfarrwohnung sind zwei brave Landsturmlaute aus dem Schwarzwald in Quartier; sie hoffen immer noch, daß der Krieg bis Weihnachten aus sei und sie nicht mehr mit müssen. Nachrichten von großen Siegen! Aber auch schwere Verluste. Viel Trauer in der Gemeinde. In den Schlachten in Flandern sind viele junge Freunde gefallen, viele verwundet worden. Im September findet der erste Waldgottesdienst im Freilichttheater am Bopser statt unter ungeheurem Andrang. Es sollen 7000 Menschen sein. Stadtpfarrer Mayer-List hält die Ansprache. Große Stille. Zum Schluß singt die Gemeinde stehend das Niederländische Dankgebet. Bei einem Fliegerangriff, morgens 8.30 Uhr, fallen Bomben in die Rotebühlikaserne und verursachen große Aufregung in der Stadt. Die Stimmung ist sorgenvoller geworden. Wir sollen 20 000 Gefangene verloren und ziemlich viel Artillerie eingebüßt haben. Die englisch-französische Offensive hat diesmal zwischen Arras-Lille in der Champagne eingesetzt. Zugleich heftige Kämpfe in Rußland. Es ist Herbst geworden; der russische Winter steht bevor. Jetzt muß sich zeigen, was an Zähigkeit und Ausdauer in uns steckt. Mit Hilfe von Frauen und Mädchen der Gemeinde werden Feldpostpakete mit Wurst, Zigarren, Schnitzbrot, Lesestoff usw. gepackt. Allmählich wird die Nahrungsfrage in der Heimat schwieriger. Weihnachten kommt diesmal ohne Lebkuchen und Backwerk für die Kinder. Am Hartmannsweiler Kopf sind schwere Kämpfe im Gange. Mit ernstesten Gedanken schmücken die zu Hause den Christbaum.

Im Frühjahr fängt die große Offensive gegen Verdun an. Furchtbare Kämpfe Tag und Nacht. Schreckliches Geschehen in den Schützengräben. Die verwundeten und erschöpften Urlauber berichten nur zögernd und ungern von dem Schauerlichen; manche sind verschüttet und erst nach Tagen der Qual, ihrer Sinne kaum mehr mächtig, befreit worden. Andere standen tagelang bis zu den Hüften in Schlamm und Wasser in den Unterständen; es war unmöglich, in dem dauernden Geschützfeuer die Gefallenen – Freund und Feind – zu bergen; Ratten trieben ihr Wesen in den Schützengräben.

Der Sohn von Bäcker Rühle ist im Urlaub da und berichtet von der großen Seeschlacht am Skagerrak. Er hat sie als Maschinist unten im Maschinenraum mitgemacht, wo man den Leuten von Zeit zu Zeit telefonisch über den Stand der Schlacht Nachricht gab. Vor ihrem Schiff fuhr die „Pommern“, auf der sein bester Freund war. Sie wurde torpediert und ging so schnell unter, daß sein eigenes Schiff, in der Fahrtlinie bleibend, gerade über die Pommern hinwegfuhr; ein Entsetzen, das er nicht verwinden kann.

In Berg ist ein Kriegsgefangenenlager für Engländer. Mayer-List hat den Auftrag, sie zu betreuen. Es sind Kanadier und Australier; manche der letzteren haben noch nie Schnee gesehen und freuen sich wie Kinder über die weiße Welt. Die Fliegerangriffe häufen sich. Einmal, bei einem Konfirmiertenabend, müssen die Kinder mit ihrem Pfarrer in den Gängen unter der Kirche Schutz suchen. Ein andermal werden neun feindliche Flugzeuge über Stuttgart abgeschossen; erschütternd der Anblick eines blutjungen englischen Fliegers, der, wie lebend, in den Ästen eines Baumes hängen bleibt.

Die Kämpfe an der Somme und in Italien gehen weiter. Der Krieg mit seinem Grauen überschattet alles Leben. Ein sehr kalter Winter bricht an. Um Kohlen zu sparen, schließt man die Schulen. In dieser schweren Zeit hält die Gemeinde treu zusammen. Hoch und niedrig, alt und jung stehen zueinander. Groß ist in diesen Tagen drangvoller Erschütterung das Verlangen nach Klarheit und Wegweisung aus Gottes Wort. Die Kriegsbetstunden, aus den wöchentlichen Bibelstunden hervorgegangen, müssen wegen großen Andrangs aus dem Saal in die Kirche verlegt werden. Die sonntäglichen Gottesdienste sind überfüllt. Ein großer Ernst liegt auf allen. Die Zahl der Gefallenen mehrt sich, in vielen Familien Trauer und Herzeleid. Sie suchen Trost und ein aufrichtiges Wort. Aber auch in weltlichen Dingen suchen sie oft Rat beim Pfarrer. Frauen und Mütter, deren Männer und Söhne draußen stehen oder gefallen sind, kommen mit ihren Anliegen und Sorgen ins Pfarrhaus. Auch manch schwerwiegenden Brief aus dem Feld gibt es zu beantworten. Es zeigt sich, wie gut es ist, daß die Jugend nach der Konfirmation im Zusammenhang mit ihrem Pfarrer blieb und jetzt, in den Zeiten der Not, Zugang zueinander da ist. Am Ende des ersten Kriegsjahres, am 30. Juli 1915, findet eine Totenfeier in der Markuskirche statt. Noch überwiegen die Siegesnachrichten: Durchbruch der russischen Linie, Seeschlacht am Skagerrak, U-Boot-Erfolge. Wieviel menschliches Leid liegt doch auch hinter solchem Geschehen! Furchtbarer Fliegerangriff auf Karlsruhe: viele Tote und Verwundete. Bald darauf wieder große Erfolge der Württemberger in den Argonnen und auch in Rußland; Lemberg ist gefallen. Es läuten die Glocken.

Das Frühjahr 1917 bringt schwere Hungerzeit infolge der Blockade. Hauptnahrung sehr schlechte Kartoffeln und Bodenkohlrabi. Das Brot – winzige Portionen auf den Kopf – ist mitunter ungenießbar. Fleisch, Fett, Eier sind fast nicht zu bekommen. Viele gehen hungrig zu Bett und leiden infolge der schlechten, manchmal verdorbenen Nahrung an Kopfweh und Übelbefinden. Die Leute sehen grau und runzlig aus. In Rußland breitet sich die Revolution aus; Petersburg ist in den Händen der Revolutionäre. Die entsetzlichen, für beide Teile so verlustreichen Kämpfe um Verdun gehen immer weiter. Im April 1917 wird Mayer-List zum ersten Stadtpfarrer der Markuskirche ernannt; er zieht mit seiner Familie im Sommer ins Pfarrhaus ein.

Die Stuttgarter Straßenbahnen tragen weiße Fähnchen als Warnzeichen, wenn Flieger über den Rhein gemeldet sind; wenn die Gefahr vorüber ist, läuten die Kirchenglocken. Einmal, während des Frühgottesdienstes, plötzlich Fliegerangriff! Ehe das Warnsignal ertönt, fällt die erste Bombe in der Immenhofer Straße in den Garten von Herrn K., der, eben dort beschäftigt, durch den Luftdruck in seine eigene Haustüre geschleudert wird, aber unverletzt bleibt. Die Leute in der Markuskirche suchen in den unteren Gängen der Kirche und im Keller des Pfarrhauses Deckung. Nach dreiviertel Stunden läuten die Glocken zum Zeichen, daß der Angriff vorbei; doch fälschlich; französische Flieger werfen erneut Bomben; erst um dreiviertel elf ist die Gefahr vorüber und ein kurzer Gottesdienst möglich.

Am Samstagabend, vor der Investitur, von Stadtpfarrer Kneile am 23. September, wieder Fliegerangriff. Der 1. Dezemb. 1917 bringt den Waffenstillstand mit Rußland. Sehr kalte Weihnachten. Doch blasen die Bläser am Heiligen Abend um 21 Uhr die alten Weisen vom Kirchturm und werden nachher zum Aufwärmen und einem Glas Wein ins Pfarrhaus gebeten. Am Christtag liegt dichter Schnee. Am 2. Feiertag ist Konzert in der Kirche. Es ist so bitter kalt, daß die Pfarrfrau heißen Tee und zwei Bettflaschen für die Hände des Organisten in den Pausen hinüberschickt. An Neujahr immer noch sehr kalt; trotzdem ist die Kirche gut besucht.

Mayer-List geht im Januar zusammen mit Prälat Planck zur Ablösung von zwei Kollegen an die Front in die Vogesen bis Anfang Februar. Besuch der Mannschaften – manch einer aus der Gemeinde darunter – in den Schützengräben bei Sennheim, Mühlhausen und auf dem Hartmannsweiler Kopf; andauernde Kämpfe; Feldgottesdienste, Soldatenbeerdigungen. Im April wieder schwere Kämpfe an den Fronten. Viele Gefallene aus der Gemeinde.



Stadtpfarrer Gotthold Kneile † 1952

Am 29. Juli schwerer Fliegerangriff auf Stuttgart. Die Kugeln der Abwehrgeschütze auf den umliegenden Hügeln prasseln auf das Dach der Markuskirche; der Hof ist mit herabfallenden Ziegeln bedeckt; das Mundstück einer Granate reißt mit Getöse ein großes Loch ins Dach des Pfarrhauses. In der Nacht vorher ist dort das vierte Töchterchen geboren. Unbeschwert von den Sorgen der Großen wachsen im Pfarrhaus die neun Pfarr- und Mesnerkinder fröhlich zusammen auf. Mesner Bichel ist im Feld. Seine Frau hat oft schweren Dienst in der ungeheizten Kirche, bei den großen Schneefällen und den vielen Gängen in der Gemeinde. Da müssen die größeren Kinder mithelfen. Samstag abends sammeln sie sich im Turm, um zu vieren die Glockenseile zu ziehen und den Sonntag einzuläuten, eine Kunst, die gelernt werden muß.

An einem Sonntag im September Fliegeralarm während des Gottesdienstes. Mit-ten in der Predigt erscheint Frau Bichel hinter dem Pfarrer auf der Kanzel. Er bricht sofort ab und unterrichtet die Gemeinde. Einige bleiben in der Kirche; einige suchen im Pfarrhaus Schutz. Ein Zischen und ein dumpfer Schlag! In der Heusteigstraße ist bei der Jakobschule ein Haus durch eine Bombe zerstört worden. Elf Personen im Keller sind getötet. Sie liegen Seite an Seite begraben auf dem Waldfriedhof.

Immer schwerer lastet die Not der Zeit auf allen. Anfang Oktober 1918 macht Deutschland wieder ein Friedensangebot. In großer Sorge und Spannung wartet man auf Antwort. Am 12. Oktober berichtet ein Extrablatt, daß wir in die Räumung des besetzten Gebietes einwilligen. Große Niedergeschlagenheit. Dazu viel Krankheit in der Gemeinde. Eine schwere Grippe sucht Haus um Haus heim und fordert, besonders auch unter den jungen Menschen, Opfer. Die politische Lage ist niederdrückend; die Antwort Präsident Wilsons auf unser Angebot enttäuschend und demütigend. Im November überstürzen sich die Ereignisse. Schon am Montag sind große Umzüge der „Unabhängigen“ durch die Stadt. In der Sophienstraße, nahe der Kaserne, kommt es zu Schießereien. Am Mittwoch beginnen die Waffenstillstandsverhandlungen. Donnerstag bricht in Hamburg und Kiel die Revolution aus. Tags darauf

wird in Bayern die Republik ausgerufen. Der Kaiser und der Kronprinz sind zur Abdankung gezwungen. Unser König Wilhelm entsagt freiwillig in würdiger Erklärung dem Thron. Tags zuvor war eine wilde Horde, meist landsfremder Arbeiter und Weiber, vor das Wilhelmshaus gezogen, wo der wachhabende Offizier, ein Pfarrer, ihnen mit seinem Degen den Eintritt verwehrte, indessen König und Königin nach Bebenhausen aufbrachen. Die Pfarrfrau der Markuskirche war mit Entsetzen der kreischenden, johlenden Menge, die durch die Hauptstätter Straße zum königlichen Schloß stürmte, begegnet. Im Umsehen waren alle Menschen von der Straße verschwunden und suchten in den Häusern Schutz, während die meuternden Soldaten mit ihren Gewehrkolben gegen die schnell herabgelassenen Läden und Haustüren wetterten. Am Abend dieses trüben Tages treffen sich die Pfarrleute der Markuskirche bei Hofprediger Hoffmann in der Kanzleistraße, um zu beraten, was werden soll. Auf dem Heimweg wüste Szenen auf der Königstraße. Am Wilhelmshaus steht auf einem Lastauto ein wilder Matrose und sucht beim grellen Licht der Laterne mit Schreien und Gestikulieren das Volk aufzuwiegeln, das in aufgeregten Mengen beisammensteht. Sollte es zu Plünderungen kommen, denkt man im Pfarrhaus die Kinder am besten im Friedhof sich verbergen zu lassen. Es kommt nicht soweit. Dank der klugen und würdigen Haltung des Königs verläuft die Revolution bei uns ohne Blutvergießen.

Am 4. Dezember ziehen die Stuttgarter Regimenter durch die Tübinger Straße heim. Trauriger Anblick: keine Ordnung, Pferde klapperdürr, elend aussehende Leute, Frauen und Kinder auf den Artillerieprotzen; unfrohe Stimmung. Die politische Lage ist trostlos; die Verworrenheit geht unaufhaltsam fort. Sehr ernster Jahres-schluß. Die Markuskirche sehr voll, so daß Mayer-List zweimal predigt. Auch in dieser bedrückenden Zeit hält die Gemeinde treu zusammen. Große Umzüge und Unruhen in der Stadt bewegen die Gemüter. Lebensmittel sind äußerst knapp. Da kommen, ganz überraschend, durch die Vermittlung der Quäker Liebesgabenpakete vom Ausland ins Pfarrhaus. Als die Pfarrfrau das erste aufmacht und das freundliche, versöhnliche Wort liest, das es begleitet, kommen ihr die Tränen; ein erstes gutes Wort von außen nach so viel Feindschaft und Gehässigkeit. Die Zehnpfundpakete enthalten Mehl, Reis, Milch, Fett, Zucker, Nähnadein und Garn.

Im März gibt es in Bayern schwere Unruhen; neun Geiseln, darunter eine junge Gräfin, werden von den Kommunisten im Gefängnishof in München barbarisch erschossen. So wütet das deutsche Volk jetzt gegen sich selbst. Im Mai werden die schweren Friedensbedingungen bekannt. Am 28. Juni 1919 ist Friedensschluß.

Voll Dank begeht die Gemeinde in diesem Jahr das Erntedankfest, zu dem Weingärtner, Gärtner, Bäcker und Metzger den Tisch des Herrn mit den Früchten des Jahres reich geschmückt haben; die Verteilung der Gaben bringt Freude in die Häuser der Notleidenden. In der Gemeinde ist viel Hilfsbereitschaft und Opferwilligkeit.

Im Oktober tritt die Landessynode, in die Mayer-List als Abgeordneter des Bezirks Welzheim gewählt wurde, zusammen, um schwierige Fragen der Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse zu besprechen.

Pfarrer Lampe kommt aus dem Erzgebirge mit seiner Frau und einer kleinen Schar halbverhungelter Erzgebirgskinder, die in Familien der Gemeinde willig aufgenommen werden. Er erzählt Mayer-List Schreckliches von der Hungersnot im letzten Winter im Erzgebirge. Die Leute in den hochgelegenen Dörfern haben im Herbst ihre Särge aus dem Tal geholt, weil sie wußten, daß sie den Winter nicht überleben könnten; und, nach Monaten, als der Schnee geschmolzen war und man wieder hinaufgelangen konnte, fand man sie in ihren Häusern in den Särgen liegend, tot. Ganze Familien. Pfarrer Lampe predigt in der Markuskirche sehr tapfer und ergreifend. Die Gemeinde gibt ein ganz großes Opfer zur Steuerung der Not; wie ihre Glieder überhaupt bedacht sind, in den traurigen Zeiten soviel wie möglich die Not zu lindern und Freude zu machen, wo es geht. Zum Altchristtag im Hans-Sachs-Haus liefern die Bäcker Kuchen, die Metzger Wurst, junge Mädchen sorgen für Unterhaltung mit Gesang, Vorträgen, lebenden Bildern zu den aufrichtenden Worten des Pfarrers. Zum Kinderschulchristtag kommen viele Geschenke für die Kleinen ins Pfarrhaus.

Langsam wird manches besser. Alles ist noch sehr teuer, doch kann man das Nötigste bekommen. Milch, Butter, Eier ja leider nur in ungenügenden Mengen. Die Kohlennot macht auch in diesem Winter das Wohnen in einem Raum nötig, was bei größeren Familien sehr beschwerlich ist, besonders bei den vielen Kohlenvakanzten der Schule. Ein Gegengewicht gegen viel Bedrückendes sind die schönen, Herz und Gemüt stärkenden geistlichen Abendmusiken in der Markuskirche.



Stadtpfarrer Adolf Schaal † 1946

Im Gefolge des Kapp-Putsches in München im März 1921 gibt es schwere Unruhen in Mitteldeutschland. Die Markuskirche ist am Karfreitag gedrängt voll. Im Juli wird ein dritter Pfarrer, Stadtpfarrer Schaal, an die Markuskirche ernannt und im September investiert. Der Wille zu Ordnung und neuem Anfang von innen her regt sich immer mehr. Im April findet die Eröffnung der Volksbundtagung in der Markuskirche statt; im September die Gedenkfeier des Evangelischen Kirchentages in Stuttgart, bei der neben anderen der schwedische Erzbischof Soederblom redet.

Große Gaben von Landgemeinden suchen der Not in der Stadt zu steuern. Es kommen Kartoffelsendungen, die im Hof hinter der Kirche verteilt und dankbar entgegengenommen werden, und vor Weihnachten reiche Lebensmittelsendungen. Inzwischen bricht aber wieder eine schwere Grippe-Epidemie in der Gemeinde aus. Sechs Beerdigungen am Tag vor Weihnachten, viele Krankenbesuche; die Pfarrer

können die vielen Aufgaben kaum bewältigen. Zwei Tage nach dem Christfest muß Mayer-List sich selbst mit Gürtelrose legen.

Ein ernster Jahresanfang 1922. Am Neujahrstag Beerdigungen. Viel Diphtherie in der Gemeinde. Auch dieses Jahr wieder stark besuchter Karfreitagsgottesdienst an einem wunderbaren Frühlingstag, der wie eine Verheißung wirkt. Im November wird eine neue Glocke für die Markuskirche anstelle der beiden im Krieg abgelieferten Glocken gegossen. Sie ist eine Gefallenen-Gedächtnisglocke. Der Pfarrer gibt ihr die Inschrift:

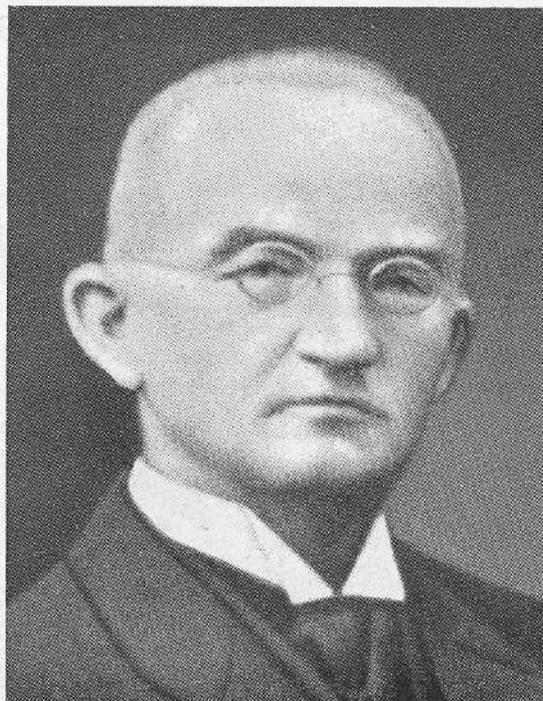
„Zerschlagen auf Kriegsgebot,
Erstanden in Volkes Not,
Zu künden der Helden Tod,
Zu preisen den treuen Gott.“

Am 26. November findet die Glockenweihe statt.

Wieder kommen im Spätherbst große Sendungen von Kartoffeln und Äpfeln von Welzheim; dazu Fett, Dörrobst, Mehl usw., auch Wolle, von Göppingen Bücher und 15 Dollar. Der Altenchristtag wird dankbar besucht von den Alten, die durch die Inflation fast mittellos geworden sind und besonders Not an Lebensmitteln und Heizmaterial leiden, aber sich durchweg sehr tapfer in ihr verändertes Los fügen.

Im Sommer 1924 findet das große deutsche Bachfest in Stuttgart statt. Professor Keller hat zuvor sechs Orgelabende mit Vortrag zur Einführung in die Werke Bachs gehalten. Den Festgottesdienst in der Markuskirche hält Mayer-List; Keller spielt die Orgel, Maria Philippi von Basel singt; es ist eine erhebende Feier.

Auch dieses Jahr bringt die Weihnachtszeit viele Gaben vom Land und ganz besonders liebevoll gepackte, schöne Pakete mit Teigwaren und je einer großen Weihnachtskerze von Plüderhausen. Manches dauerhafte Band zwischen Stadt und Land entsteht in diesen schweren Jahren. Sehr bewegt wird die ganze Gemeinde



Rektor Maier † 1926

durch den plötzlichen Tod von Rektor Maier: er bricht am Samstag bei der Chorprobe zur Paul-Gerhardt-Feier in der Kirche unter dem Kreuz tot zusammen, als er eben den Taktstock zu „Sollt ich meinem Gott nicht singen“ erhebt. Es wird dadurch eine sehr ernste Paul-Gerhardt-Feier. Im September kommt Mayer-List vom deutschen Pfarrertag in Breslau schwer krank zurück und muß wochenlang liegen. Erst Mitte Oktober kann er Unterricht und Predigt wieder aufnehmen.

Ganz langsam tritt eine Besserung der allgemeinen Lage ein. Man denkt an einen Neubau für den Markuskindergarten und an eine vierte Glocke. Im Februar 1929 herrscht eine grimmige Kälte bis zu -21° Celsius. Der frühere erste Pfarrer der Markusgemeinde, Stadtpfarrer Gerok, ist am 22. Februar gestorben. Mayer-List hält die Beerdigung auf Wunsch ganz schlicht. Im April wird die neue, von Kommerzienrat Dinkelacker gestiftete Glocke bei Glockengießer Kurtz gegossen. Tags zuvor ist die Form zu sehen, ehe sie eingegraben wird. Ein feierlicher Augenblick, als Herr Kurtz vor dem Guß das Gebet spricht, ehe er den Zapfen einstößt und das glühende Metall aus dem Ofen durch die Rinnen in die Form strömt. Am 2. Mai wird die Fisglocke, schön mit einem riesigen Tulpenstrauß geziert, auf den Turm gezogen, fast sieben Jahre nach ihrer Schwester, der Gefallenen-Gedächtnisglocke. Am Sonntag ist Glockenweihe in der Kirche. Nach Predigt und Orgelspiel läutet zuerst die neue Glocke allein, dann alle vier zusammen über die Kirche hin. Friedlichere Zeiten sind gekommen.

Im November 1929 wird Mayer-List zum Prälaten im Oberkirchenrat ernannt. Damit geht der Zeitabschnitt von fast 30 Jahren, die er an der Markusgemeinde tätig gewesen ist, zu Ende. Er und seine Familie nehmen es sehr schwer, die liebe Markusgemeinde und die Kirche zu verlassen. Viele ergreifende Beweise der Anhänglichkeit und Dankbarkeit werden ihm zuteil. Neue Aufgaben stehen ihm bevor. Aber immer wird er die Jahre an der Markuskirche in Krieg und Frieden als die reichsten und gesegnetsten seines Lebens ansehen. Am 15. Dezember hält er seine Abschiedspredigt in der Markuskirche.

Unsere Markuskirche im Kirchenkampf

Warum „Kirchenkampf“?

Man fragt heute manchmal, wie es kam, daß auch so viele gut kirchliche Leute sich dem Nationalsozialismus und den „Deutschen Christen“ angeschlossen haben. Man muß es verstehen aus der politischen Not unseres Volkes, der Hitler in einem kühnen Aufschwung ein Ende zu bereiten schien; die Siegermächte von Versailles haben ihn gewähren lassen, der Papst als erster Souverain ihn durch das Konkordat 1933 amtlich anerkannt. Die Arbeitslosigkeit, unter der wir so schwer litten, fand ein Ende. Auch für die Sache der Kirche schienen neue Möglichkeiten zu kommen; Überwindung des Bolschewismus, Wirkung des Evangeliums in die Breite des Volkes, Einheit der evangelischen Kirche in Deutschland! Und man glaubte den Worten des Parteiprogramms: „Die Partei vertritt den Standpunkt des positiven Christentums“, man glaubte der Rede des Führers nach der Machtübernahme: „Die nationale Regierung sieht in den beiden christlichen Konfessionen die wichtigsten Faktoren zur Erhaltung unseres Volkstums.“

Der Gegensatz brach dann zunächst innerhalb der Kirche selbst auf. Die Einen meinten, die „Einheit von Volk und Kirche“, die „Reichskirche“, im Sturm gewinnen zu können – sei es als „Evangelische Reichskirche“, sei es – phantastisch – als eine alle Konfessionen umfassende „Deutsche Nationalkirche“. Die „Deutschen Christen“ (DC), wie diese beiden, im weiteren Verlauf sich heftig bekämpfenden Gruppen genannt wurden, gerieten dabei in eine unklare Vermischung der biblischen Botschaft mit nationalen Gedanken. Man sah in der „nationalen Revolution“ eine neue Offenbarung Gottes, Christus und Hitler rückten oft in bedenkliche Nähe, über Ordnung und Verfassung der Kirche sollte der Staat entscheidend bestimmen. Und dabei wurden oft Mittel und Wege benützt, die man im Raum der Kirche und auch des einfachsten christlichen Denkens für unmöglich gehalten hätte.

Dagegen richtete sich der Widerstand der bewußt evangelischen Kreise, Kirchenleitungen, Pfarrer, Gemeinden. Dem neuen Staat gegenüber versuchte man – oft bis an die Grenze des Möglichen – loyal zu bleiben, so sehr man enttäuscht war, daß der Staat seine Machtmittel, besonders seine Geheime Staatspolizei, den DC zur Verfügung stellte. Tatsächlich war es ja wohl so, daß die Partei, die den Staat beherrschte, die DC als Sturmbock benützen wollte, um die Kirche „gleichzuschalten“, d. h. langsam zu zermürben und aufzulösen. Aber das ist, wie auch die wahre Meinung Hitlers selbst, erst später deutlich erkennbar geworden.

Erstes Wetterleuchten

Die „Machtergreifung“ des Nationalsozialismus im März 1933 wurde, wie überall, so auch in Stuttgart, feierlich begangen. Bei einem großen abendlichen Festakt im Hof des Neuen Schlosses hielt der Gauleiter und nun „Reichsstatthalter“ Wilhelm Murr eine große Rede. Darin kam auch die dann berühmt gewordene Stelle: die siegreiche Partei werde jetzt nicht nach dem Wort des Alten Testaments verfahren „Auge um Auge, Zahn um Zahn“, sondern — nun erwarteten alle, die ihre Bibel noch einigermaßen kannten, ein Wort des Friedens, eine Hand der Versöhnung; aber nein, der Redner fuhr fort: „sondern wer uns einen Zahn ausschlägt, dem schlagen wir den Kiefer ein, und wer uns ein Auge ausschlägt, dem schlagen wir den Schädel ein“. Man scheint nun in der Umgebung des Redners gespürt zu haben, was für eine abgründige Enttäuschung dieses Wort bei vielen unter den Tausenden der Hörer hervorgerufen hatte; jedenfalls stand es andern Tags zwar in den bis dahin noch nicht erdrosselten „bürgerlichen“ Zeitungen, aber nicht im Parteiblatt, dem NS-Kurier. Am folgenden Sonntag Okuli (19. März) war der von unserer württembergischen Ordnung vorgesehene Predigttext das Wort Jesu Lukas 11,14–28, von dem bösen Geist, der, ausgetrieben, doch wieder kommt mit sieben anderen Geistern, so daß es mit dem geheilten Menschen „hernach ärger wird als zuvor“. In unserer Markuskirche, in der ich zu predigen hatte, führte ich einige Beispiele aus der Geschichte an, in denen nach großen Ereignissen und Erfolgen böse Geister wiederkamen, und gab dann dem Dank Ausdruck, den unser Volk jetzt empfinde für die

Austreibung des bolschewistischen Geistes, aber auch der Mahnung, nun dafür zu sorgen, daß der böse Geist nicht in anderer Gestalt wiederkehre, und dankte daher dem neuen Leiter unseres Staates, daß er das schreckliche Wort „Auge um Auge“ und so weiter in der amtlichen Berichterstattung getilgt und damit feierlich zurückgenommen und so die Tür zugeschlagen habe, durch die der böse Geist wieder hätte eindringen können.

Die Spaltung im Kirchengemeinderat

Daß die drei Pfarrer der Markuskirche einig zusammenstanden, war von höchster Wichtigkeit. Schmerzlich war, daß im Kirchengemeinderat die so erfreuliche Einigkeit mehr und mehr einem scharfen Gegensatz der beiden Gruppen wich. Es war auch da wie in der gesamten kirchlichen Welt: ob sich jemand der Partei bzw. den DC anschloß oder nicht, das hing nicht von seiner bisherigen theologischen oder kirchlichen Haltung ab. Eifrige Gemeinschaftschristen sah man nun als eifrige Parteigenossen, ja als fanatische DC; und solche, die als „liberal“ galten, standen in der vordersten Reihe des Widerstandes in der – wie man bald sagte – „Bekennenden Kirche“. Ein Vorwiegen des Gefühls vor dem klaren Denken, die Neigung zu einem gesetzlichen Verständnis des Glaubens und zur Überschätzung der Autorität, und nicht zuletzt – wie schon angedeutet – die gutgläubige Begeisterung für die nationalen und sozialen Versprechungen der Partei – das waren wohl die sehr verschiedenartigen Beweggründe, die auch einige unserer treuen Mitarbeiter den Irrweg nicht als solchen erkennen ließen.

Im Juli 1933 sollten auf Grund der neuen Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche überall die Kirchengemeinderäte neu gewählt werden. In Württemberg wurde die Wahl um des Friedens willen durch ein Abkommen ersetzt, das den DC eine kleine Mehrheit gewährte. Dadurch waren es nun im Kirchengemeinderat der Markuskirche von der DC-Seite eine Frau und sechs Männer und von der „landeskirchlichen“ Seite fünf Männer – also unter den „gewählten“ Mitgliedern zwei Stimmen mehr auf jener Seite. Das wurde aber zunächst ausgeglichen durch die drei Pfarrer und den Kirchenpfleger, die ja von Amts wegen im Kirchengemeinderat sind. Aber es kam nun immer wieder zu Meinungsverschiedenheiten und Gegensätzen. Leider auch dazu, daß der neuen „Pflicht“ gegen die Partei die ältere Pflicht gegen die Gemeinde geopfert und damit das sonst immer als selbstverständlich geltende Vertrauen innerhalb des Kirchengemeinderats zerbrochen wurde.

Die Höhepunkte des Kampfes 1934

Das Jahr 1934 brachte bekanntlich zwei „Großangriffe“ der von Partei und DC bestimmten Reichskirchenleitung, des Reichsbischofs Ludwig Müller und seiner Gehilfen, auf die beiden noch „intakten“ Landeskirchen in Bayern und Württemberg. Die nord- und mitteldeutschen Kirchen waren fast alle mehr oder weniger „gleichgeschaltet“, d. h. es war ihnen eine DC-Kirchenleitung aufgenötigt worden, mit Gewalt, gelegentlich – so in Sachsen – mit vorgehaltenem Revolver. Hier kam es überall zu einem scharfen Widerstand der Bekennenden Kirche. Nun sollten auch Württemberg und Bayern fallen. Am 14. April 1934 hörte man im Rundfunk die erstaunliche Mitteilung, der Ständige Ausschuß des württembergischen Landeskirchentags (der „Ständige Ausschuß“ vertritt den Landeskirchentag, solange dieser nicht versammelt ist) habe den vom Oberkirchenrat vorgelegten Haushaltplan abgelehnt, eine Reihe von Gemeinden habe sich gegen die Haltung des Landesbischofs Wurm ausgesprochen, ja im Oberland sei eine Bewegung im Gang zur Loslösung der Gemeinden von der Stuttgarter Kirchenleitung, und endlich: Landesbischof Wurm sei eine in der Öffentlichkeit untragbare Persönlichkeit geworden. Das alles war vollkommen unwahr. Am Sonntag, 15. April, predigte Landesbischof Wurm in der Stiftskirche und legte der Gemeinde dabei klar, was Wahrheit und was Lüge war. Die Berliner Herren, Reichsbischof Müller und sein „Rechtswalter“ Dr. Jäger, stießen bei den Mitgliedern des Oberkirchenrats auf entschiedene Ablehnung, und die am Montag versammelte Mehrheit des Landeskirchentags (seit der „Wahl“ hatten sich mehrere Abgeordnete von den DC wieder losgesagt) erhob in aller Form Protest. So zogen sie ohne den erhofften Sieg von dannen. Landesbischof Wurm sagt in seinen Lebenserinnerungen: „Die Öffentlichkeit aber vernahm durch Radio und

Zeitungsmeldungen, daß der Reichsbischof den Landesbischof zu friedlichem Verhalten ermahnt habe und unter den Ovationen der Bevölkerung abgereist sei. In Wirklichkeit hatten der Reichsbischof und der Landesbischof sich überhaupt nicht gesehen und gesprochen, und der Tag hatte nicht mit der Abreise des Reichsbischofs, sondern mit einem Saufgelage im Zeppelinhotel geendet, das einem zur Dienstleistung bei Müller kommandierten Deutsche-Christen-Pfarrer den Respekt vor dieser Art von Kirchenregiment für alle Zeiten austrieb. Die Abreise des Reichsbischofs vollzog sich erst am Montagvormittag ohne jede Anteilnahme der Bevölkerung." (Th. Wurm, Erinnerungen aus meinem Leben, Seite 97.) Diese ganze Aktion ging mit zurück auf die württembergische Landesleitung der Deutschen Christen. Daß diese in den Händen eines als Religionslehrer in Stuttgart tätigen evangelischen Pfarrers lag, daß dieser (Wilhelm Rehm) ein Sohn unserer Gemeinde war, und daß diese Zentrale auf dem Markusplatz im Angesicht unserer Kirche ihren Sitz hatte – das alles ist uns immer besonders schmerzlich gewesen. Rehm hat sich seit 1936 dann in Berlin in scharfen Gegensatz zu den radikalen Thüringer Deutschen Christen („Nationalkirchliche Einung“) gestellt und ist dadurch, wie ihm Nahestehende berichten, auch in Konflikt mit der Partei und mit staatlichen Stellen geraten. Nach dem Zusammenbruch 1945 suchte er wieder Fühlung mit Landesbischof Wurm. Dieser schrieb ihm teilnehmend und verzeihend und hat ihm damit noch in seiner schweren Krankheit kurz vor seinem Tod (13. Februar 1948) wohlgetan.

Acht Tage nach dem Vorstoß des Reichsbischofs in Stuttgart kam es – am Sonntag Jubilate, 22. April 1934 – zu dem „Ulmer Tag“. Geführt von dem Präses der westfälischen Kirche, D. Koch, versammelten sich Vertreter der meisten zur „Bekennenden Kirche“ gehörigen Landeskirchen und Bruderräte in Ulm. Nach einer Predigt des württembergischen Landesbischofs im Münster verlas Landesbischof Meiser-München eine Erklärung, mit der nun die Bekennende Kirche an die Öffentlichkeit trat. Zur gleichen Stunde und über denselben Sonntagstext (1. Petrus 2, 11–17) predigte ich in unserer Markuskirche. Beide Predigten wurden gedruckt und sind wohl noch manchen Gemeindegliedern bekannt.

Weitverbreitet war ja auch die ausgezeichnete Schrift von Stadtpfarrer Dr. Sannwald „Warum nicht Deutscher Christ?“, von der viele tausend Exemplare vertrieben und gelesen wurden.

Im September 1934 raffte sich der Reichsbischof mit seinen Paladinen zu einem zweiten Vorstoß auf, diesmal gegen Württemberg und Bayern zugleich. Landesbischof Wurm hatte vorsorglich einen Geldfonds gegen unrechtmäßige Zugriffe sichergestellt: 200 000 RM bei dem Stuttgarter Konto der Basler Mission, 30 000 RM bei Präses Koch in Bad Oeynhausen als dem Leiter der deutschen evangelischen Bekenntnissynode (die ja Ende Mai 1934 in Barmen erstmals versammelt gewesen war). Mit Fug und Recht, wie ein richterliches Urteil nachher ausdrücklich feststellte. Aber die Reichskirchenleitung machte daraus ein Verbrechen. Presse und Rundfunk fabelten von „Verschiebungen von Geldern ins Ausland“ und nahmen Berichtigungen nicht auf. Anfang September erschien Herr Jäger mit zwei weiteren Berliner Herren: er sei wegen dieser dunklen Machenschaften genötigt, die ganze Verwaltung der württembergischen Kirche zu prüfen. Der Landesbischof und mehrere Mitglieder des Oberkirchenrats wurden sofort beurlaubt, D. Wurm selber im weiteren Verlauf in seiner Wohnung inhaftiert „wegen Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit“. Das hinderte freilich nicht, daß er von seinem Zimmer aus die Kirche weiterhin leitete. Ein „kommissarischer Landesbischof“, wozu sich ein gutgläubiger Pfarrer hergab, wurde ebenso wie die Berliner Kommissare, solange sie da waren, von der übergroßen Mehrheit der Pfarrer und Gemeinden im ganzen Land als nicht vorhanden behandelt.

Hatten schon bisher wie andere Stuttgarter Gemeinden so auch wir in der Markusgemeinde immer wieder durch Versammlungen die Gemeinde über die kirchliche Lage zu unterrichten versucht, so war das jetzt natürlich besonders nötig. Am 14. September 1934 – dem Tag, an dem Landesbischof Wurm aus dem Amt vertrieben wurde – fand auch in unserer Kirche ein Aufklärungsabend in gottesdienstlicher



Stadtpfarrer Dr. Sannwald † 1943 gef

Form statt. Stadtpfarrer Dr. Sannwald eröffnete ihn mit einer biblischen Ansprache, in der er in seiner uns allen so wohlvertrauten klaren Ruhe die letzten Grundlagen aufwies: „Das Wort Gottes steht auch über Adolf Hitler.“ Ich folgte mit einem eingehenden Bericht über das Verhalten und Versagen der Reichskirchenleitung und besonders des Reichsbischofs Müller selbst, der mit seinen Verlautbarungen und Maßnahmen wider Treu und Glauben, wider die von ihm selbst beschworene Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche und die einfachsten Gebote der Wahrhaftigkeit verstieß und nicht zuletzt die Sauberkeit einer wirklich evangelischen Verkündigung verletzte. Es genügte, einfach die Tatsachen zu zeigen, welche die Presse und der Rundfunk verschwiegen oder auch in ihr Gegenteil verdrehten. Stadtpfarrer Weismann sprach ein Schlußwort und Gebet. Schon während des ersten Teils, vor allem aber während meines Berichts, kam es zu erheblichen Stö-

rungen durch einen Stoßtrupp, den die Partei bzw. die DC in die Kirche geschickt hatten und der meist aus Leuten bestand, die nicht der Markusgemeinde angehörten; auch einige Katholiken sollen dabei gewesen sein. Sie protestierten lärmend und griffen Dr. Sannwald, der sie beruhigen wollte, tätlich an; ein Gemeindeglied, das ebenfalls zur Ruhe mahnte, wurde blutig geschlagen. Doch konnte die Versammlung schließlich zu Ende geführt werden. Ich selbst wurde noch in der Nacht zur Gestapo geholt, aber dort freundlich entlassen, nachdem ich die vorsorglich mitgebrachte Niederschrift meines Berichts dem Beamten übergeben hatte.

Der folgende Tag, Samstag, 15. September, war begrifflicherweise sehr ausgefüllt von Beratungen über die Lage. Am Abend fand noch eine Helferversammlung aller drei Bezirke statt. So kam ich erst am Abend zur Vorbereitung der Predigt. In diese endlich gewonnene Stille kam ein Telegramm des Berliner Kommissars, das mich beurlaubte, mir jede weitere Amtshandlung verbot und mir befahl, für den Sonntag einen Stellvertreter zu bestellen. Ich machte mich alsbald auf den Weg in die Kronenstraße, um mit Stadtdekan Richard Lempp die neue Lage zu besprechen. Als ich das Pfarrhaus verließ, tönte mir aus den Anlagen des Markusplatzes gegenüber ein Sprechchor kräftiger Männerstimmen entgegen: „Heraus mit dem Volksverräter Buder! Heraus mit dem Devisenschieber Wurm!“ Sie erkannten mich nicht, so daß ich in Ruhe meinen Weg fortsetzen konnte. Anschließend wiederholten sie ihren Spruch vor der Wohnung Dr. Sannwalds. Der Herr Stadtdekan hatte inzwischen die gleiche Nachricht für seine Person bekommen. Wir beschloßen sobstverständlich, unsere Predigt am Sonntag zu halten und die Gemeinde von der Sachlage zu unterrichten, und waren entschlossen, nur der Gewalt zu weichen. Als ich das Stadtdekanat verließ, erwarteten mich am Gartentor unser Mesner Bichel und Hausvater Klenk vom Hans-Sachs-Haus – beides alte Parteigenossen, aber durch und durch treue Männer unserer Kirche: „Wir lassen Sie heute nacht nicht allein den Weg durch die Stadt gehen!“ Auch im Gottesdienst der Gemeinde am andern Tag wurde spürbar, wie verbunden sie mit ihren Pfarrern war. Ich konnte den Gottesdienst ohne Störung halten. Aber das Betreten der Kirche wurde mir weiterhin in der Tat unmöglich gemacht: wenn das „befürchtet“ wurde, dann erschienen zwei Beamte der Gestapo und bezogen im Hof zwischen Pfarrhaus und Kirche ihre Stellung. Das war besonders bei Trauungen der Fall. Beerdigungen sind nie gestört worden.

Als kommissarischer Stellvertreter für mich wurde Pfarrer Stark aus Döbel im Schwarzwald eingesetzt. Für mich richteten wir dann einen „Ersatzgottesdienst“ ein, der jeden Dienstag abend im „Evangelischen Saal“ der Evangelischen Gesellschaft in der oberen Bachstraße stattfand und den Saal stets füllte. Wir sammelten uns um die Berichte der Apostelgeschichte über Arbeit und Schicksal der ältesten Kirche. Dieser Abendgottesdienst ist nie gestört worden.

Die Gottesdienste des Kommissars waren schwach besucht. Es war ja sehr gut, daß die beiden anderen rechtmäßigen Pfarrer der Gemeinde ihren Dienst weiter tun konnten. Der Versuch, Amtswalter der Partei oder SA-Leute in den Gottesdienst von DC-Pfarrern zu kommandieren, ist meines Wissens bei uns nur einmal gemacht worden.

Störungen und Klärungen

Auf den 4. Oktober 1934 berief Landesbischof Wurm (es war noch vor seiner Haushaft) alle Pfarrer und Pfarrfrauen des Landes zu einem gemeinsamen Gottesdienst in die Stiftskirche nach Stuttgart. Es war eine stärkende und erhebende Stunde, besonders auch durch die gemeinsame Abendmahlsfeier, bei der gerade auch solche Pfarrer am Altar dienten, die in ihrer eigenen Kirche durch die Gewaltmaßnahmen der Gestapo zu Gunsten der DC davon ausgeschlossen waren. Ich hatte anschließend – auf 17 Uhr – meine neuen Zuhörerbuben bestellt. Von den 59 Eltern hatten 42 ihre Kinder bei mir angemeldet. Statt des mir ja gesperrten Saals unter der Orgel stellte mir Hausvater Klenk einen Raum im 1. Stock des Hans-Sachs-Hauses zur Verfügung. Ich war eben daran, die Namen der Buben aufzuschreiben, da erschienen zwei, dann weitere acht Männer, wiesen die Buben aus dem Saal und drängten dann mich mit der ihnen offenbar gewohnten Methode einer Saalschlacht aus dem Raum. Meine Aufforderung an den Anführer, doch wenigstens seinen Namen zu nennen und so als ein Mann für sein Tun einzustehen, beantwortete er mit einem Hinweis auf das Parteiabzeichen am Rockkragen. Meine Brille wurde das Opfer der Gewalt. Als wir die Treppe hinabkamen, empfingen uns dort zwei Tübinger Theologiestudenten, ehemalige Schüler von mir im Eberhard-Ludwig-Gymnasium; sie erhoben die Hand zum „Hitlergruß“: „Heil Hitler, Herr Stadtpfarrer, wir halten zu Ihnen!“ Wie ich nachher erfuhr, schlugen dann die Rohlinge auf die beiden ein, und einer, der Sohn unseres Hausvaters Klenk (jetzt Pfarrer in Prevorst) trug eine klaffende Wunde am Kopf davon. Der andere, Immanuel Spellenberg, ist als Pfarrer in Friedrichshafen-Manzell im zweiten Weltkrieg gefallen.

Während der Haushaft des Landesbischofs fand an jedem Sonntagvormittag im Anschluß an die Gottesdienste in den Kirchen der Stadt ein „Straßengottesdienst“ vor seiner Wohnung am „Silberbuckel“ statt, den einer der Pfarrer hielt und an dem D. Wurm vom Fenster aus teilnahm. Dazu kamen Hunderte, ja Tausende von Gemeindegliedern aus den verschiedenen Teilen der Stadt. Es verstand sich von selbst, daß vor allem auch unsere benachbarte Markuskirche zahlreich erschien.

Der Widerstand der Gemeinden und Pfarrer, der auch in sehr nachdrücklichen Protestbesuchen aus dem Land bei der DC-„Kirchenleitung“ in Stuttgart zu Wort kam – auch die „Weiber von Schorndorf“ fanden in diesen Tagen des Kampfes würdige Nachfolgerinnen –, und besonders die gleichlaufende Bewegung in der bayerischen Landeskirche, wo sich vor allem auch die Bauern des Frankenlandes regten, dazu eine Reihe von Gerichtsurteilen, bei denen sich das Recht immer als auf Seiten der Bekennenden Kirche stehend erwies, und nicht zuletzt der üble Eindruck, den das Ausland von den deutschen Vorgängen bekam und in seiner Presse kräftig äußerte –, das alles bewirkte schon Ende Oktober, daß die Jagd abgeblasen und der Kampf von der Partei aufgegeben wurde. Hitler berief die Bischöfe von Bayern, Württemberg und Hannover zu sich und leitete damit deren Wiedereinsetzung in ihr Amt ein. In Stuttgart versuchte der Landesleiter der DC mit allerlei Schikanen und schließlich mit Gewalt dem rechtmäßigen Landesbischof den Zugang zum Dienstgebäude des Oberkirchenrats zu sperren. Endlich, am 20. November, konnte die Rückkehr erfolgen, diese nun wirklich unter lebhaftester Teilnahme der Gemeinde, ja der Bevölkerung der Hauptstadt und des Landes. Damit wurden auch alle Maßnahmen der DC-„Kirchenleitung“, d. h. des Reichsbischofs und des „kommissarischen Landesbischofs“ als dem Recht widersprechend aufgehoben, die Kommissare

zurückgezogen und die rechtmäßigen Pfarrer, Dekane, Prälaten, Oberkirchenräte, Pfarrverweser und Vikare konnten wieder in ihr Amt zurückkehren. So konnte auch ich am Totensonntag, 25. November, wieder unserer Gemeinde mit der Predigt dienen. Die Kanzel war würdig geschmückt, die Kirche voll; nachher sang die Gemeinde vor der Kirche das Danklied „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“.

Schwierig war die Lage im Kirchengemeinderat. Das unglückliche Auftreten des Kommissars Pfarrer Stark verursachte gleich zu Anfang den Rücktritt der nicht den Deutschen Christen angehörigen Mitglieder. Starks Plan, sie durch Männer seiner Richtung zu ersetzen, kam nicht mehr zur Ausführung. Wir versuchten nun, den Frieden herzustellen. Es gelang leider nicht. So dauerte ein schmerzlicher Schwebzustand volle zwei Jahre. Er konnte nur dadurch beendet werden, daß, nachdem zwei Mitglieder von sich aus ihren Rücktritt vollzogen hatten, auch die anderen, die mit der Klärung der Lage im November 1934 nicht einverstanden waren, im Herbst 1936 aus dem Kirchengemeinderat ausschieden. Partei und Staat ließen das ohne Widerspruch geschehen. Das deutete darauf hin, daß man dort die Bewegung der Deutschen Christen als ein untaugliches Werkzeug zur Gleichschaltung der Kirche bereits abgeschrieben hatte. Der Kirchengemeinderat wurde dann durch ordnungsmäßige Zuwahl ergänzt.

Für die Anstrengungen der Parteikreise, möglichst die Kirche auf allen Gebieten auszuschalten, ist es bezeichnend, daß die „NSV“ (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) im Sommer 1936 einen eigenen Kindergarten eröffnete, nicht sehr weit entfernt von dem kirchlichen in der Liststraße. Freilich in behelfsmäßigen Räumen, die der Kirche die Gesundheitspolizei schwerlich genehmigt hätte! Aber unser Kindergarten nahm unter der bewährten Leitung unserer Tante Martha seinen ruhigen Fortgang.

In allem Ernst auch Humor

Vielleicht klingt es manchem Leser seltsam, aber es war so: wir waren mitten in dem ganzen Ernst dieses Kampfes dankbar, daß es doch auch nicht ganz an Humor fehlte – freiwilligem und unfreiwilligem!

Schon im Herbst 1933 wurde im Kirchengemeinderat bemängelt, daß man in der Markuskirche keine warme Fühlung mit der neuen Zeit spüre. Als Beweis wurde dem Prediger des vorigen Sonntags vorgehalten, er hätte doch statt Goethe „unseren großen Führer Adolf Hitler“ als Beispiel bringen können. Er hatte nämlich die Tatsache, daß wir viele Dinge des irdischen Lebens erst dann richtig sehen, wenn wir sie „von oben“ sehen, dadurch zu erläutern versucht, daß er erzählte, Goethe habe, wenn er in eine ihm unbekannte Stadt kam, immer zuerst den Kirchturm bestiegen, um das Gewirr der Gassen und Gäßchen von oben zu übersehen. Was konnte auf den Vorhalt erwidert werden? „Wenn man ihm glaubhaft berichte, daß auch Adolf Hitler jene Gewohnheit habe, dann wolle er gern ein anderesmal darauf Bezug nehmen.“ Im April 1934 redete der jugendliche Ortsgruppenleiter unseres Stadtteils in einer Parteiversammlung den natürlich nicht anwesenden Stadtpfarrer Buder an: „Sie bewegen sich auf einem gefährlichen Parkett, Herr Stadtpfarrer Buder!“ Man hörte, ein harmloses Frauengemüt habe nachher den Kopf geschüttelt: „Des hett i au net denkt, daß der Stadtpfarrer Buder no auf de Tanzbode geht!“ Als im September 1934 ich und noch eine größere Anzahl von Pfarrern zwangsweise beurlaubt wurden, sagte unser damals achtjähriger Jüngster nachdenklich: „I weiß net, warum der Vater und alle die Pfarrer zwangsurbelaubt send; der Hitler ist doch sonst so gege d' Arbeitslosigkeit.“ Und wie er von den „Deutschgläubigen“ hörte, fragte er: „Ja, gibts na au Französischgläubige?“ – In der heftigsten Zeit des Kampfes bekam ich eines Tages einen anonymen Brief: „Den beiliegenden Vers wird Herr Pfarrer Stark eine Woche lang mit jeder Post zugestellt erhalten:

Sei stark und nobel!
Geh heim nach Dobel!
Bei uns ans Ruder
G'hört unser Buder!“

Erst lange nachher habe ich erfahren, welcher treue Freund der Kirche und seines Pfarrers der humorvolle Dichter war.

Früchte dieser bewegten Zeit

Kampfzeiten zerstören viel! Aber Kämpfe des Geistes und des Glaubens bringen auch Frucht. Wir sehen das oft mehr noch in kampflosen Zeiten, in denen uns der Schlaf der Sicherheit bedroht. Kampfzeiten wecken auf und nötigen zur Entscheidung. Es gibt Gemeinden, denen man es noch lange anmerkte, wenn ihr Pfarrer - guter Meinung - ihnen „den Streit ersparen“ wollte. Wer in unserer Markuskirche nicht künstlich Auge und Ohr verschloß, der konnte merken, um was es ging - um was es zu allen Zeiten geht in unserer Kirche und in unserem Christenglauben: um das erste Gebot: Du sollst keine anderen Götter neben mir haben! Und um den gnädigen Anruf Gottes durch das Evangelium von unserem Herrn Jesus Christus und um das Ja oder Nein unserer Antwort. Und es war ermutigend, wieviele damals ihr Ja deutlich sagten in Wort und Tat. Es zeigte sich wie anderwärts auch in der Markuskirche, wie verkehrt es war, den Kirchenkampf als eine bloße Pfarrersache, als ein „Theologengezänk“ anzusehen. Er bewegte die Gemeinde! Der Widerstand ist der Markuskirche und uns Pfarrern wesentlich erleichtert worden dadurch, daß alle, die in der Gemeinde Amt und Dienst hatten, klar und geschlossen bei der evangelischen Wahrheit und Kirche standen: die wesentlichen Mitglieder des Kirchengemeinderats, Kirchenpfleger und Stadtmissionar, Gemeindeführerin und Gemeindeführerinnen, und - am Schluß, aber wahrlich nicht als Letzter - unser Mesner Paul Bichel. Und für uns Männer kam als besonders wichtig hinzu, daß unsere Frauen, unbekümmert darum, was die Zukunft bringen konnte, keinen Augenblick zögerten, bei ihren Männern und bei der Gemeinde zu stehen. Man wird verstehen, wenn ich ein besonderes Wort des Dankes unserem Mesner Paul Bichel († 1954) widme. Er hätte ja nun mit seiner Markuskirche zugleich das fünfzigjährige Jubiläum seines Dienstes an ihr feiern können! Mit seinem lebhaften Geist und warmen Herzen war er schon immer da, wo das deutsche Vaterland geehrt und gefördert werden sollte. So war es begreiflich, daß er, immer wieder enttäuscht, nun beim Nationalsozialismus hoffte, hier endlich werde wirklich national und sozial gedacht, gewollt und gehandelt. So war er denn unter den frühesten Parteigenossen in Stuttgart. Er und ich haben längere Zeit von 1930 an unsere Zeitungen ausgetauscht: ich gab ihm den „Schwäbischen Merkur“ und er mir dafür den „NS-Kurier“, bis ich diesen ablehnte um seines immer rüder werdenden Tones willen. Das tat ihm weh, aber wir blieben gute Freunde, und er hat jederzeit das Vertrauen gewahrt. Er wußte, wo seine erste Pflicht lag, - und sein Herz! Und sobald die tatsächliche Einstellung der Partei zu Kirche und Christentum erkennbar wurde, trat er auch ihr gegenüber in voller Klarheit für die Kirche ein, auf die er auch schon vorher nie hätte etwas kommen lassen. Und mit furchtloser Offenheit setzte er sich auch für seine Pfarrer ein. Bei der schon erwähnten Parteiversammlung im April 1934 (die im Rahmen von „Massenkundgebungen gegen die Reaktion“ nach dem erfolglosen Vorstoß des Reichsbischofs stattfand) griff der Ortsgruppenleiter auch mich persönlich aufs schärfste an. Der Angriff war so heftig, daß Rufe ertönten: „Aufhängen!“ DC-Mitglieder des Kirchengemeinderates, die auch anwesend waren, schwiegen („es sei nicht so schlimm gewesen“, erklärte mir einer der Herren, den ich zur Rede stellte!). Aber Mesner Bichel trat vor und sagte so laut, daß es alle Anwesenden hören mußten: „Herr Ortsgruppenleiter, was Sie da über Stadtpfarrer Buder gesagt haben, ist alles nicht wahr!“ Niemand wagte sich an den tapferen Mann heran. Auch später nicht, wo er mehr als einmal ein Wort wagte, dessen Wahrheit den Parteiohren mißfällig klang. Wie froh sind wir auch gerade in jener Zeit an dem treuen Mann gewesen!

Als besonders wertvoll erwiesen sich auch die Kreise der „Vertrauensleute“ unseres „Evangelischen Gemeindedienstes“ (der an die Stelle des 1919 vereinsartig aufgelegenen „Evang. Volksbundes“ getreten war, als dieser 1933 verboten wurde). Hier war der Ort, wo mit voller Offenheit geredet wurde, und der Weg, auf dem nötige Aufklärungen auch in die Gemeinde gebracht werden konnten. Aber wir sprachen auch in den Bibelstunden zur Lage und immer wieder auch in Versammlungen größeren Umfangs, zu denen mit Handzetteln eingeladen wurde, die dann

EVANGELISCHES GEMEINDEBLATT FÜR WÜRTEMBERG

berichtet allsonntäglich über das Leben in Kirche und Gemeinde
orientiert zuverlässig über wichtige Ereignisse

Bezugspreis monatlich nur 75 Pfennig

QUELL - VERLAG STUTTGART

– so ungern wir uns dazu entschlossen – an den Türen vorgezeigt werden mußten, um grobe Störungen zu vermeiden. Daß bei Gelegenheit größerer Veranstaltungen der Stuttgarter Gesamtkirchengemeinde auswärtige Redner auch in unserer Markuskirche dienten, sei dankbar auch hier vermerkt. Ich nenne Pfarrer Putz aus München (jetzt Dekan in Erlangen), Seminardirektor Iwand (jetzt Professor der Theologie in Bonn), Präses D. Koch-Oeynhaus, Pfarrer Berner-Minden, Pastor D. Hesse-Elberfeld, Pastor Fork-Hamburg. In Volksmissionarischen Wochen hörten wir Vorträge von Stadtdekan Prälat Dr. Richard Lempp und von Stadtpfarrer Erwin Ißler (Gedächtniskirche, jetzt Stadtdekan und Prälat). Daß auch unser verehrter Landesbischof gelegentlich in der Markuskirche predigte, war der Gemeinde eine besondere Freude. Diese und andere Veranstaltungen zeigen, daß unsere Gemeinde in diesen Jahren (1933–1938) mit ihrem Ringen um die Klarheit der Verkündigung und Abwehr fremder Einflüsse nicht allein stand, sich aber auch selbst nach Kräften daran beteiligte. Auch an der Abwehr staatlicher Eingriffe, wie es der Versuch im Jahre 1937 war, auch der württembergischen Kirche eine staatliche Finanzabteilung aufzunötigen. Das hätte der kirchlichen Leitung die Verfügung über das Geld der Kirche entzogen – zu was für unglaublichen Hemmungen und Schikanen das führen konnte, sah man an der Nachbarkirche in Baden. Auch unser Kirchengemeinderat sandte ein Protesttelegramm an alle in Betracht kommenden staatlichen Stellen. Im Zusammenhang damit fand ein Bittgottesdienst in der Markuskirche statt.

Auch aus diesen zuletzt berichteten Vorgängen wird deutlich, daß nach den für unsere Markuskirche besonders bedeutsamen Kämpfen der Jahre 1933–1936 ihr Weg wie der unserer württembergischen Landeskirche überhaupt im Wesentlichen in einer Linie mit der ganzen Evangelischen Kirche in Deutschland ging, so wie diese vor allem von unserem Landesbischof D. Wurm geführt wurde. Ich selber bin im März 1939 nach Ulm berufen worden und habe so die ganze schwere Zeit des Krieges und der trotz des Krieges, ja nun gerade erst recht fortgehenden Versuche der Partei und damit immer unverhüllter auch des nationalsozialistischen Staates, die Kirche zu zerstören und den christlichen Glauben auszurotten, nicht mehr in unserer Markuskirche miterlebt.

Wir alle werden auf die gemeinsamen Jahre des Kampfes wie überhaupt auf die Zeit des „Dritten Reiches“ ohne jede Überhebung zurückblicken, vielmehr in ernster Buße: hätten wir alle als Kirche und Gemeinde, als Pfarrer und Gemeindeglieder von jeher, längst vor dem „Kirchenkampf“ — um die Worte des Stuttgarter Schuldbekenntnisses vom Oktober 1945 zu gebrauchen — „mutiger bekannt, treuer gebetet, fröhlicher geglaubt und brennender geliebt“, dann wäre manches anders gegangen, dann hätten vielleicht auch manche unserer irrenden Brüder und Schwestern auch in unserer Gemeinde sich nicht so verirrt. Aber umso ernster ist unser Dank gegen Gott, daß er die Kirche erhalten hat, und unsere Bitte, er wolle sie und in ihr uns alle weiterhin erhalten in treuem Gebet, fröhlichem Glauben und brennender Liebe.

Die Markuskirche im und nach dem Zweiten Weltkrieg

Es kann sich auf diesen wenigen Seiten nicht darum handeln, eine ins einzelne gehende Darstellung all dessen zu geben, was unsere Kirche und Gemeinde in den ereignisreichen Jahren seit 1939 erlebt hat. Ich kann nur einiges herausgreifen, was mir und wohl auch anderen, die während dieser Zeit hier waren, besonders in Erinnerung ist. Vielleicht wird dadurch den Jüngeren unter uns und den neu Zugezogenen etwas deutlicher, warum uns unsere Kirche so ans Herz gewachsen ist, diese Kirche, um die wir oft gebangt und getrauert, in der wir aber auch viel empfangen haben, was zu Dank und freudiger Hoffnung stimmte.

Als ich am 21. Juni 1939 mein Pfarramt an der Markuskirche übernahm, stand im Losungsbüchlein der Brüdergemeinde das Wort aus dem Propheten Maleachi: „Er wird sitzen und schmelzen und das Silber reinigen“ (Kap. 3,3). Mich hat damals schon die Ahnung beschlichen, es werde eine ernste Zeit sein, die unser hier warte. Es hingen ja schon zu dieser Sommersonnenwende dunkle Wolken am Horizont, die politische Spannung, vor allem die zwischen dem Deutschland Hitlers und Polen, war aufs höchste gestiegen. Ein paar Wochen später brach der zweite Weltkrieg aus. In den ersten Monaten schien es, als gehe es von Sieg zu Sieg ohne allzu große Verluste auf deutscher Seite. Freilich, froh konnten wir in dieser Aussicht nicht werden. Es war uns nicht bloß um die äußere Existenz unserer Kirche im Fall eines Hitlersieges bange, sondern viel mehr noch um die Seele unseres Volkes. Die Tiefblickenden ahnten auch von Anfang an, daß ein solcher Sieg, so wortgewaltig er als unser selbstverständliches Recht in Anspruch genommen wurde, nie kommen werde, nicht nur weil die Übermacht der Gegner, die die Großmannssucht einer verblendeten Regierung herausgefordert hatte, zu gewaltig war, sondern weil sie um die Wahrheit jenes alten Wortes wußten: „Gott widersteht den Hoffärtigen.“ Es war nicht leicht für den Prediger, in jenen Tagen das rechte Wort zu finden. Manches Mal haben ihn besorgte Gemeindeglieder beschworen: „Seien Sie doch vorsichtiger mit Ihren Äußerungen. Was haben wir davon, wenn Sie ins KZ kommen?“ Aber durfte er schweigen, wenn z. B. den Juden, dem Volk, aus dem Jesus hervorgegangen ist, grauenhaftes Unrecht zugefügt wurde, wenn leiblich oder seelisch kranke Menschen kaltblütig umgebracht wurden, wenn Gott vor den Wagen der Gewalt und der unersättlichen Machtgier gespannt werden sollte? Was viele, die harmlos und zuversichtlich an den Endsieg der deutschen Waffen geglaubt hatten, wohl zum ersten Mal nachdenklich stimmte, war die Forderung des Staates, die Glocken abzuliefern, weil man das Material, aus dem sie gegossen waren, angeblich oder wirklich für die Kriegführung brauchte. Nur eine von vieren, die 1922 gegossene A-Glocke, durften wir behalten. In einer schlichten Feier haben wir am 5. Januar 1942 von den drei andern Abschied genommen.

Lange Zeit blieb unsere Kirche fast unbeschädigt. Nur ein Loch im Gewölbe des Chores, das eine Brandbombe gerissen hatte, aber ohne zu zünden, zeigte die Gefahr an, in der sie ständig schwebte. Erst der Sommer und Herbst 1944 mit seinen schweren Angriffen auf unsere Stadt, vor allem dem in der Nacht vom 12./13. September, hat auch St. Markus übel mitgespielt und einen Ort der Trümmer und der Verwüstung aus unserem schönen Gotteshaus gemacht. Eine Zeit lang hielten wir nun den Gottesdienst im Katholischen Gesellenhaus in der Heusteigstraße, das uns freund-nachbarlich seinen schönen Saal zur Mitbenützung überließ. Dann zogen wir in unseren Kindergarten in der Liststraße, wo wir, da der Raum für die freilich infolge der Evakuierung sehr zusammengeschmolzene Gemeinde nicht ausreichte, zwei- oder dreimal am Sonntag Gottesdienst hielten. Sogar Konfirmation haben wir dort gefeiert mit einer allerdings sehr kleinen Schar von Konfirmanden. Die Kinder vor allem waren ja fast ausnahmslos evakuiert. Mitten hinein in eine solche Konfirmationsfeier heulten die Sirenen. Nie wußten wir auch sonst an den Sonn-

und nicht einmal an den höchsten Festtagen, wann, wie und ob wir wieder lebendig nach Hause kämen. Und doch denke ich an jene Zeit manchmal fast mit einer stillen Wehmut. Wie eng hat sich damals das Häuflein unserer Gemeinde zusammengeschlossen! Wie gut verstanden wir nun die Bitte: Daß uns werde klein das Kleine und das Große groß erscheine.

Auch das Pfarrhaus Römerstraße 41, das ja mit unserer Kirche eng zusammengehört, wurde mehrmals durch Bombenangriffe, vor allem durch Luftminen, beschädigt, das Dach abgedeckt, die Wände eingerissen, die Türen zerfetzt, die nicht irgendwo an einem sicheren Ort geborgenen, weil unentbehrlichen Bücher in den Friedhof hinausgewirbelt, der ein Trümmerfeld voller Totenbeine war. Zuletzt war das uns so liebe Haus so jämmerlich zugerichtet, daß nur noch wenige Räume darin zur Not benützlich waren. Besonders dankbar war ich, daß das Amtszimmer immer wieder so weit instand gesetzt werden konnte, daß ich auch in der schwersten Zeit in der Mitte der Gemeinde und bei unserer Kirche bleiben konnte, was darum besonders wichtig war, weil ich ja während des Krieges und auch noch nach Kriegsende längere Zeit der einzige Pfarrer in unserer Gemeinde war. Das zweite Pfarrhaus, in Römerstraße 71, wurde in der Schreckensnacht vom 12./13. September 1944 völlig zerstört und erst im Herbst 1950 wieder aufgebaut.

Dankbar waren wir Pfarrer wohl überall, daß uns in diesem Krieg nicht wie 1914 ff. die Aufgabe übertragen wurde, wenn Todesnachrichten aus dem Feld oder Lazarett eintrafen, die Angehörigen zu benachrichtigen. Es war Sache der Funktionäre der Partei, diese Botschaften zu überbringen, wenn sie nicht einfach durch die Post kamen. Aber die Aufgabe, zu trösten, mitzutragen, aufzurichten und auf den hinzuweisen, der auch im Dunkel, in der Wirrnis dieser Tage Halt und Licht sein konnte, wurde immer größer.

Äußerlich angesehen war die Not in diesem Krieg in mancher Beziehung nicht so groß wie etwa in den letzten Jahren des ersten Weltkrieges. Für Essen war in Deutschland einigermaßen gesorgt. Man ließ eben andere Völker hungern. Bei uns fing das Hungern erst nach dem Krieg recht an. Wie glücklich waren wir da über die Liebesgabenpakete, die bald aus Amerika eintrafen und uns halfen, da und dort Not zu lindern.

Unvergeßlich sind wohl uns allen jene letzten Tage vor dem Einmarsch der Franzosen, die zunächst Stuttgart besetzten, jedoch nach einigen Wochen von den Amerikanern abgelöst wurden. Einzelne Geschosse der feindlichen Artillerie fielen schon hier und dort, Tiefflieger bedrohten einen auf der Straße oder wenn man im Garten arbeitete. Jämmerliche Gestalten müder deutscher Soldaten schlichen vorüber. Und dann kamen am 21. April 1945 die französischen Panzer die Alte Weinsteige herunter. Bei allem Schmerz war es doch wie ein Aufatmen: endlich Schluß dieses völlig sinnlos gewordenen Verzweiflungskampfes. Unsere Stadt, auch unsere Kirche, zwar hart geschlagen, aber doch nicht zerstört, Gott sei Dank! Am Sonntag, dem 22. April, meinte freilich beim Kaffee, zu dem ich nach einer Haustaufe eingeladen war, ein noch immer überzeugter Parteigenosse, diesmal sei's ja noch gut gegangen. Aber wenn die Entscheidungsschlacht auf der Alb geschlagen sein werde und die feindlichen Truppen zurückfluteten, was werde dann aus Stuttgart werden?

Nun, sie sind nicht zurückgeflutet. Es folgten Tage, die uns mit Schrecken und Scham erfüllten. Plünderung (auch durch Deutsche selbst!), Vergewaltigung, Verzweiflung und würdelose Anbiederung, das war das traurige Ende. Schleier des Vergessens und Vergebens darüber! Wir waren noch einmal davon gekommen. Noch einmal! Würden wir die Frist nützen? Würden wir neu anfangen?

Zunächst hieß es, Trümmer wegräumen, notdürftig Ordnung schaffen, Handwerker suchen, die auch unsere Kirche einigermaßen instandzusetzen fähig wären, unsere Kirche, die wir jetzt doppelt nötig brauchten, um Trost, Klarheit, Mut zu finden zum Neubeginn. Der Saal unter der Empore wurde zur Werkstatt, das Dach wurde wieder gedeckt, Scharen von Gemeindegliedern, alt und jung, legten mit Hand an. Unermüdlich unser guter Mesner Bichel mit seiner ganzen Familie. Wie manches Mal waren wir bei Alarmen und gleich nach den Angriffen zusammen auf unseren Kirchturm gestiegen und durch die Räume der Kirche gegangen, um alles

nachzuprüfen. Nun war er wieder der Erste und der Letzte bei den Aufräumungs- und Erneuerungsarbeiten. Schon am 24. Juni konnten wir unsere Kirche wieder einweihen. Sie sah freilich noch recht armselig aus, Löcher allüberall, die Decken der Seitenschiffe heruntergestürzt, Bänke zerstört. Aber wir konnten doch voll Freude und Dankbarkeit zusammen singen:

Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut,
dem Vater aller Güte,
dem Gott, der alle Wunder tut,
dem Gott, der mein Gemüte
mit seinem reichen Trost erfüllt,
dem Gott, der allen Jammer stillt.
Gebt unserm Gott die Ehre!

Jedes Jahr haben wir's seitdem gesungen an unserm Johannisfest, das uns immer neu erinnern will an Gottes Gerichte und seine Barmherzigkeit.

Im Frühjahr 1947 wurde dann unsere Kirche unter Leitung von Prof. Dr. Rudolf Lempp innerlich ganz erneuert, schlichter als sie in der reichen Wilhelminischen Zeit gebaut und ausgestattet worden war. Aber ein Stück ums andere wurde in würdiger und zeitgemäßer Weise eingefügt. Ein besonderes, bis heute nicht ganz befriedigend gelöstes Problem war die rechte Art der Beleuchtung. Was haben wir uns und haben sich Sachverständige den Kopf zerbrochen, sie zu finden. Hell genug sollte es sein und doch vor allem die auf der Empore Sitzenden nicht blenden, praktisch sollte es sein und nicht zu teuer und doch in einem sakralen Raum und zum Stil unserer Kirche passen.



Die neue Glocke

Am 24. September 1950 konnten wir Glockenweihe halten. Drei neue von Glockengießer Kurtz gegossene und unter starker Beteiligung der Gemeinde in festlichem Zug hergeführte Glocken erklangen zum ersten Mal im Gottesdienst an diesem Tag:

Die große Dominica (Ton: cis) mit der Inschrift „Seid getrost, ich bin's“, gestiftet von Frau Lina Schurr verw. Wüst zum Gedächtnis an Herrn Karl Wüst, gestorben am 21. 12. 1921, und Herrn Karl Schurr, Kirchengemeinderat unserer Gemeinde, gestorben am 4. 7. 1947; die Passions- oder Begräbnisglocke (Ton: e) mit der Inschrift „Fürchte dich nicht, glaube nur“, gestiftet von den Herren Carl und Alfred Dinkelacker zum Gedächtnis ihrer Mutter, Frau Fanny Dinkelacker, geb. Breuning, gestorben am 28. 9. 1944; die Betglocke (Ton: fis) mit der Inschrift „Wachet und betet“, gestiftet von Herrn Albert Wilderer, gestorben am 19. 11. 1948, und Frau Katharina geb. Götz, gestorben am 25. 3. 1944. An den Todestagen der Stifter bzw. derer, zu deren Gedächtnis die Glocken gestiftet sind, wird seitdem vormittags 9 Uhr die gestiftete Glocke drei Minuten geläutet.

Unsere „alte“, kleinste Glocke (Ton: a), gegossen 1922, dient seitdem als Taufglocke. Sie soll, wenn wir einmal die Mittel dazu haben, neu gegossen und dadurch in völlige Übereinstimmung mit ihren neu hinzugekommenen großen Schwestern gebracht werden (schöne Gelegenheit für freundliche Stifter!).

Im Jahre 1954 haben wir der Orgelbaufirma Walcker in Ludwigsburg den Auftrag gegeben, unsere durch den Krieg gleichfalls schwer mitgenommene Orgel völlig zu erneuern und auszubauen. Am 18. Juni 1955 wurde sie eingeweiht. Durch ihre Erweiterung ist der freie Raum hinter dem Kruzifixus zwischen den Orgelpfeifen, der mit dem im Krieg zerstörten Rundfenster abgeschlossen war, ausgefüllt worden. Auf diese Weise hat auch das Bild des Gekeuzigten einen ruhigeren, würdigen Hintergrund bekommen, und wir haben nun eine herrliche Orgel mit 60 Registern auf 3 Manualen.

Daß wir im Jahre 1947 unseren hervorragenden Organisten Professor Dr. Hermann Keller, den Nachfolger des ersten Organisten in unserer Kirche, des im ersten Weltkrieg gefallenen Adolf Benzinger, hergeben mußten, nachdem er 31 Jahre hindurch treue Dienste getan hatte, ist uns nicht leicht gefallen. Die musica sacra hatte ja in St. Markus von Anfang an eine Stätte besonders liebevoller Pflege. Das ist auch unter Hermann Kellers trefflichem Nachfolger Karl Gerok so geblieben, dessen Orgelimprovisationen uns jeden Sonntag neu beglückten, und so wird es, will's Gott, auch unter dem Mann, der nun den an die wiedererstandene Stiftskirche berufenen Karl Gerok ablösen soll, Herbert Liedecke, bleiben.

Mit besonderer Dankbarkeit gedenken wir hier auch der Männer, die unseren Kirchenchor geleitet haben und noch leiten: Georg Maier, Karl Koser, Hans Grischkat, Gerhard Wilhelm und noch einige andere, die nur vorübergehend in diese Arbeit einsprangen. Der Dienst, den sie und all die Sänger und Sängerinnen jahraus, jahrein in Gottesdienst und Konzert unserer Gemeinde tun, kann kaum zu hoch eingeschätzt werden.

Eine Zeitlang bot unsere Kirche auch der durch Bombenangriff heimatlos gewordenen Musikhochschule Obdach, deren Direktor damals Hermann Keller war. An die Zeit, in der viel junges Volk hier täglich aus- und einging, um sich in der Welt des Schönen nach all den grausigen Erlebnissen der Kriegsjahre neue Kräfte und Ausrüstung für den Beruf zu holen, denken wir gerne zurück.

Es wäre freilich verkehrt, wollte man unsere Kirche bloß als Konzertsaal ansehen, und wir bedauern, wenn manche Leute das tun und sie nur dann aufsuchen, wenn die hohe Kunst sie lockt. Die Aufgabe einer Kirche ist immer zuerst und zuletzt die Verkündigung des göttlichen Wortes, sei es durch Predigt und Unterweisung der Jugend, sei es durch Vortrag und Aussprache im kleineren oder größeren Kreis, wozu ja vor allem die beiden Säle in unserer Kirche bestimmt sind, sei es durch das von Künstlerhand gestaltete Bild, sei es durch Darbietungen dramatischer oder musikalischer Art.

Es ist eine Fülle, manchmal will uns fast scheinen, eine Überfülle, was hier auch und gerade in den schweren Jahren in und nach dem Krieg geboten und angeboten wurde. Ich kann nur einiges Wenige herausgreifen.

Ein Augenblick von gesamtkirchlicher, vielleicht darf man auch sagen von weltgeschichtlicher Bedeutung war es, als am 19. Oktober 1945 in unserer Kirche — sie war ja die einzige unter den größeren Kirchen Stuttgarts, die schon wieder einigermaßen instandgesetzt war — jene Erklärung bekanntgegeben wurde, die der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland am 18. und 19. Oktober beschlossen hatte und die auch in dieser kurzen Darstellung dessen, was unsere Kirche in jenen Jahren erlebt hat, nicht fehlen darf. Sie lautete:

„Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland begrüßt bei seiner Sitzung am 18./19. Oktober 1945 in Stuttgart Vertreter des Ökumenischen Rates der Kirchen: Wir sind für diesen Besuch um so dankbarer, als wir uns mit unserem Volke nicht nur in einer großen Gemeinschaft der Leiden wissen, sondern auch in einer Solidarität der Schuld. Mit großem Schmerz sagen wir: Durch uns ist unendliches Leid über viele Völker und Länder gebracht worden. Was wir unseren Gemeinden oft bezeugt haben, das sprechen wir jetzt im Namen der ganzen Kirche aus: Wohi haben wir lange Jahre hindurch im Namen Jesu Christi gegen den Geist gekämpft, der im nationalsozialistischen Gewaltregiment seinen furchtbaren Ausdruck gefunden hat; aber wir klagen uns an, daß wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben.

Nun soll in unseren Kirchen ein neuer Anfang gemacht werden. Gegründet auf die Heilige Schrift, mit ganzem Ernst ausgerichtet auf den alleinigen Herrn der Kirche, gehen sie daran, sich von glaubensfremden Einflüssen zu reinigen und sich selber zu ordnen. Wir hoffen zu dem Gott der Gnade und Barmherzigkeit, daß er unsere Kirchen als sein Werkzeug brauchen und ihnen Vollmacht geben wird, sein Wort zu verkündigen und seinem Willen Gehorsam zu schaffen bei uns selbst und bei unserem ganzen Volk. — Daß wir uns bei diesem neuen Anfang mit den anderen Kirchen der ökumenischen Gemeinschaft herzlich verbunden wissen dürfen, erfüllt uns mit tiefer Freude.

Wir hoffen zu Gott, daß durch den gemeinsamen Dienst der Kirchen dem Geist der Gewalt und der Vergeltung, der heute von neuem mächtig werden will, in aller Welt gesteuert werde und der Geist des Friedens und der Liebe zur Herrschaft komme, in dem allein die gequälte Menschheit Genesung finden kann.

So bitten wir in einer Stunde, in der die ganze Welt einen neuen Anfang braucht: „Veni, creator spiritus!“

Sind wir auf diesem guten, verheißungsvollen Weg inzwischen weitergegangen? — —

Unvergeßlich sind uns auch aus jenen Jahren die Vorträge und Predigten von Prof. D. Thielicke, die große Scharen von Hörern herbeizogen.

Eine besonders festliche Stunde war die Amtseinführung unsers Bischofs D. Haug am 19. Januar 1949.

Manche Leute meinen, man merke, ob eine Kirche evangelisch oder katholisch sei, an dem, was ihre Turmspitze ziert. Ist' ein Hahn, dann ist, so meinen sie, die Kirche evangelisch, ist's ein Kreuz, so ist sie katholisch. Das stimmt ja nicht ganz und nicht immer. Auf dem Turm unserer Kirche ist beides, der Hahn, der im Krieg auch schwer beschädigt worden war, aber seit Sommer 1951 wieder in goldener Herrlichkeit in den Tag hineinschaut. Und über ihm das Kreuz. So ist wohl unserer Kirche von Anfang an geboten gewesen, auch zur katholischen Kirche ein freundnachbarliches Verhältnis zu pflegen. Zu den gewaltigsten Versammlungen, die je bei uns stattgefunden haben, gehörten die Abende, an denen im April 1947 der weltbekannte katholische Theologe Prof. D. Karl Adam, Tübingen, im Rahmen der



Der Turmhahn

Veranstaltungen des Stuttgarter Una-Sancta-Kreises über die Frage der Wiedervereinigung der getrennten Christenheit sprach. Da zu jener Zeit noch keine räumlich ausreichende katholische Kirche noch auch ein entsprechender sonstiger Saal zur Verfügung stand, sind wir mit diesen Vorträgen in unsere Kirche gegangen, obwohl dagegen selbstverständlich gewisse Bedenken bestanden. Ich kann es noch heute nicht bedauern. Wenn das Kreuz und der Hahn, wenn evangelische und katholische Christen einander nicht näherkommen, wenn sie nicht bei aller Wahrung des jedem von Gott und der Geschichte anvertrauten Pfundes sich immer dankbarer und demütiger des gemeinsamen Gutes freuen und miteinander für eine hellere Zukunft arbeiten, dem die Bahn bereitend, der unser aller Herr ist, dann werden eines Tages unsere Kirchen miteinander in Schutt und Asche versinken. Darum hat es uns auch nie beirrt, wenn man uns vorwarf, in der Markuskirche solle man katholisch gemacht werden, etwa deshalb, weil wir hier jeden Monat zweimal die – übrigens gut lutherische – „Deutsche Messe“ mit reicherer Liturgie feiern als sonst in Württemberg üblich. Ja, katholisch sein im eigentlichen, ursprünglichen Sinn des Wortes, allumfassend, alle Kinder Gottes mit Liebe umfassend, verstehend, tragend, das ist unsere Aufgabe, das heißt wahrhaft evangelisch sein.

Sind wir's nicht auch unseren Toten schuldig, nicht zum wenigsten den Toten der beiden Weltkriege? Wieviele Gedenkfeiern haben wir gehalten während des Krieges und danach. In manchen Zeiten fast jeden Sonntag. 290 Namen stehen im Gefallenen-Gedenkbuch unserer Gemeinde aus dem zweiten Weltkrieg, ungerechnet die bei den Luftangriffen in unserer Stadt ums Leben Gekommenen. Das im Jahre 1953 errichtete schicke Wirtschaftsgebäude in unserem Waldheim in Degerloch ist ihrem Gedächtnis geweiht mit der Inschrift:

Den Opfern zweier Kriege zum ehrenden Gedächtnis,
den Kindern teuren Friedens zum mahnenden Vermächtnis.

Bedeutet die Erinnerung an die vielen Toten dieser schweren Zeit nicht auch eine Verpflichtung, alles zu tun, was nur in unseren Kräften steht, daß Friede werde auf Erden, endlich wahrer Friede? In diesem Sinne war es uns auch immer wieder eine besondere Freude, wenn Vertreter des Internationalen Versöhnungsbundes, etwa der Schweizer Pfarrer Otto Schäfer, die französischen Pfarrer Henri Roser und André Trocmé oder der langjährige, hochverdiente Präsident des Internationalen Versöhnungsbundes, der amerikanische Theologe Nevin Sayre, bei uns sprachen, dessen junger Sohn zwei Jahre lang den Schreiber dieser Zeilen in seiner Gemeinde- und sonstigen Arbeit unterstützte, im Pfarrhaus wohnend. Wir sind überzeugt, mit dieser Bemühung um den Frieden nicht nur auf der Spur des unvergeßlichen ersten Pfarrers unserer Gemeinde, Gustav Gerok, zu gehen, dem dies Anliegen besonders auf dem Herzen brannte, sondern auch, was noch viel wichtiger ist, auf der Spur des großen Friedefürsten, dessen Kreuz den Mittel- und Blickpunkt unserer Kirche bildet.

Wenn wir am 22. Juni 1958, unserem Johannisfest, das 50jährige Bestehen unserer Kirche feiern (der genaue Termin war ja der 29. März), dann hoffen wir, damit die Einweihung der neuen Fenster in ihrem Schiff (gegen Filderstraße und Friedhof) zu verbinden, an denen der Künstler Wolf-Dieter Kohler zur Zeit arbeitet. Von seinem bei einem Luftangriff hier ums Leben gekommenen Vater war als eines seiner letzten Werke das herrliche Fenster gestaltet, das wir eine Zeitlang als Leihgabe der Paul-Gerhardt-Kirche über unserer Orgel haben durften und das jetzt nach deren Wiederherstellung dorthin zurückgekehrt ist. Wir hoffen, daß die Bilder des Sohnes nicht weniger Freude bereiten und unserer Kirche eine neue Geschlossenheit und Lebendigkeit geben werden. Den großzügigen Spendern sei auch an dieser Stelle herzlicher Dank gesagt. Es werden Gestalten aus dem Alten Testament sein, die unsere Blicke und Gedanken auf sich ziehen. Die Reliefs über ihnen stellen ja Szenen aus dem Neuen Testament, dem Markusevangelium, dar. Bilder von Schöpfung und Sündenfall wollen uns an den Anfang aller Menschheitsgeschichte erinnern, solche von der großen Flut und der Bewahrung in der Drangsal, von den Gottesmännern Abraham, Mose, David, Elia uns einen Seelenweg führen, der zeitgemäßer ist als vielleicht je, einen Weg durch Not und Schuld, durch Vergebung und Gehorsam zu dem großen Ziel des Reiches Gottes auf einer erneuerten Erde.

Möchte unsere Markuskirche auch in der zweiten Hälfte ihres ersten Jahrhunderts -- und so lange es Gott gefällt -- eine Stätte bleiben und immer mehr werden, an der diesem Reich die Bahn gebrochen wird. Und möge von allen, die in ihr Dienst tun, das Wort gelten, in das das Markus-Evangelium ausklingt: „Der Herr wirkte mit ihnen und bekräftigte das Wort durch mitfolgende Zeichen.“



Unser Waldheim

Ständige Pfarrer an der Markuskirche

1896–1917	Gustav Gerok († 1929)
1905–1929	Max Mayer-List († 1949)
1917–1930	Gotthold Kneile († 1952)
1920–1924	Adolf Schaal († 1946)
1925–1930	Erich Weismann
1930–1939	D. Walter Buder
1930–1936	Dr. Adolf Sannwald (gef. 1943)
1937–1947	Karl Friz († 1957)
1939	Rudolf Daur
1940–1945	Hans Ziegler
1947	Franz Hein
1951–1957	Hermann Schreiber
1957	Theophil Askani

Mesner an der Markuskirche

1908–1917	Christoph Lohrmann († 1920)
1917–1950	Paul Bichel (seit 1908 Hilfsmesner, † 1954)
1950	Walter Steinbrenner (seit 1946 Hilfsmesner)

Stadtmissionare an der Markuskirche

1912–1946	Ludwig Eck († 1946)
1947–1955	Ferdinand Guther
1955	Walter Herrmann

Gemeindehelferinnen an der Markuskirche

1918–1922	Martha Stockmeyer († 1927)
1922–1939	Mathilde Schroth
1939–1940	Hilde Koch
1940–1956	Gertrud Grünberg
1956	Johanna Fischer

Kirchengemeinderäte im Jahre 1908

Gerok, Mayer, Baier, Cleßler, Dolmetsch, Frech, Fuchs, Kruck, Moser, Schüz, Traub.

... und im Jahre 1958

Daur, Hein, Askani, Blödt, Conzelmann, Götz, Haendel, Heldmaier, Hinderer, Hoffmann, Löffler, Ost, Rommel, Schneeweiß, Schlude, Stortz, Strohmaier.



Stadtpfarrer Karl Friz † 1957



Stadtmissionar Ludwig Eck † 1946



Mesner Paul Bichel † 1954



Unsere 1. Gemeindegelberin
Frl. Martha Stockmeyer, verh. Kneile
† 1927

Große Musik zum erstenmal

Große Musik zum erstenmal: das ist, wir wissen es alle, ein unvergeßlicher Eindruck. Leben vergißt vieles und muß ja auch vieles vergessen, um sich Platz zu schaffen für neue Erfahrungen; aber das erste Weihnachtsoratorium oder die Matthäuspassion oder die Zauberflöte zum erstenmal – das vergißt sich nicht; es wäre schlimm, wenn es nicht so wäre.

Und zwar behält man – das ist meine Erfahrung – nicht so ganz sicher die Zeit, Tag und Jahr. Wohl aber den Ort, da es sich ereignete: man sieht den hellen Festsaal der Berliner Singakademie und, umschlossen vom ersten „Jauchzet, frohlocket, auf, preiset die Tage!“ den Buben in einer weißen Matrosenjacke, sich selbst – und so sieht man, viele Jahre danach, die schweren, grauen, zur Höhe drängenden Pfeiler der Reutlinger Marienkirche, indes die Celli ihren schweren Weg bergauf gehen und die Stimmen ihnen folgen: „Kommt, ihr Töchter, helft mir klagen.“

So ist nun auch die Stuttgarter Markuskirche für uns alle mit vielen Erfahrungen großer Musik verbunden, und von einer will ich hier berichten.

Es muß Silvester 1945 gewesen sein. Das schwere Jahr war an sein Ende gekommen. Der furchtbare Krieg hatte uns, unbegreifliches Wunder, übrig gelassen, die Verstörungen ringsum waren wie Krankheiten – zum Tode? zum Leben? wer will es sagen? – Schutt und Trümmer und Hunger und Schwarzer Markt; aber nun, mitten in dem allem, hier in dieser, dem Gottesdienst wiedergegebenen Kirche, eine Abendmusik: ein Kammerorchester, ein neugegründetes, von dem man sich viel versprechen konnte, war zur Stelle, und angekündigt hatten sie für diese Silvesternacht „Die Kunst der Fuge“ von Johann Sebastian Bach.

Frühzeitig waren wir da, viele hundert Menschen; in unseren Kriegswintermänteln saßen wir, dicht aneinandergedrängt; die Versuche, ein wenig Festlichkeit anzudeuten, waren bescheiden; der Raum, es konnte nicht anders sein, war nur ein wenig geheizt: aber es lag uns nun auch nicht viel am Konzertglanz früherer Zeiten... Und was den Raum anging, so war er mir lieb, immer schon, dieser kühle, klare, ein wenig geheimnislose Raum, und heute nun schien er mir erst recht der richtige zu sein: ich kannte das Werk, das ich hören würde, als Ganzes noch nicht, aber so viel wußte ich: wenn der große, alte Mann nach allem, was vorausgegangen war, nach den Kantaten und nach der Hohen Messe, nach den Spielzaubern der Brandenburgischen Konzerte und den Gewittern der Orgeltoccaten nun die Summe seiner Erfahrungen in einem neunzehnsätzigen Lehrstück niederlegt, so will er Hörer, nicht Träumer, wachend-gegenwärtige, nicht fern-entrückte... Und so begann's denn auch: streng und kühl, im Dreiklang aus d-moll, und gleich war's wie das dreigestirnte Geflecht des Orion am Himmel, das unsren Weg durch die dunklen Straßen der Stadt ein wenig erleuchtet hatte.

Aufblüht Gesetz. Da saßen sie, ihre fünfzehn oder zwanzig Musiker, vor der strengen, steinernen Brüstung, und ein Contrapunctus nach dem anderen wurde gespielt: wie heilige Mathematik war es vor uns, Weg der Notwendigkeit, wie die Ordnung Gottes, die Urordnung über einer verworrenen Welt. Die bösen Wege all dieser Jahre, die mörderischen, die heimtückischen, die lichtscheuen – waren sie nun wirklich an ihr Ende gekommen, so daß ein Neues beginnen konnte? Gab es etwas wie gute und tröstliche Zeichen? Mir fiel ein, daß in dieser Stadt einige Männer großer, öffentlicher Verantwortung vor wenigen Wochen ein Schuldbekennnis ausgesprochen hatten, freimütig und ohne Wenn und Aber: das mochte ein tröstliches Zeichen sein –; es war erlaubt, daran zu denken, hier, in diesem Augenblick, da diese große Musik den Raum erfüllte, an eine Ordnung erinnernd, die alle Zeit überdauert, auch dieses 1945, dieses düsterste Jahr unsrer Geschichte, das nun zu Ende ging.

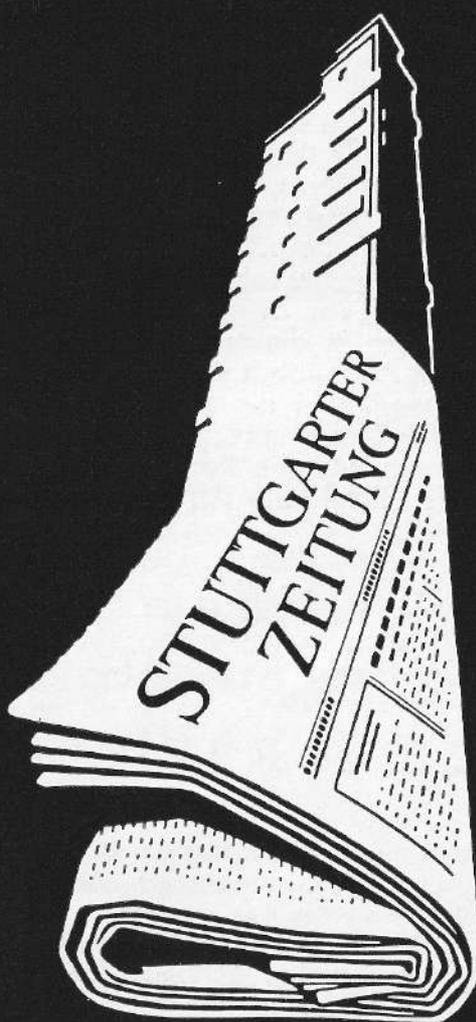
Aber wie? Sie waren unversehens in Bewegung gekommen, die Spieler, sie wagten hurtige Gänge, Sechzehnteltriolen, sie spielten... und dies war nun die

zweite Beseligung aller großen Musik: es wird gespielt. Das Selig-Unnützliche geschieht. Ach, unsre Jahre, unser Leben in Befehl und Gehorsam, in Zweck und Erstarrung: wir hatten nie mehr gespielt. Nun spielen sie... Wir regten uns nicht, wir hörten mit allen Sinnen und mit der ganzen Seele, und das Glück der Tränen, das langentbehrte, das kaum noch gekannte, kam auf uns zu. O, hört nicht auf!

Nein, sie hören noch nicht auf. Wir haben nicht mehr mitgezählt, wir wissen nicht, wie weit wir sind... ist es der siebzehnte Contrapunctus, der achtzehnte schon: das helle Glück der Überraschung hat uns eingefangen, und wie gern lassen wir uns einfangen von ihm. Was kommt da, große, herrliche Überraschung: ein Dur-Akkord, ein einziger und erster in diesem Werk, ein reines, strahlendes Ja. Haben wir, heimlich vielleicht, darauf gewartet, eine kleine Stunde schon? Wir wissen es nicht... nur das wissen wir sogleich, nun der Dur-Akkord verschwebt, daß wir von diesem Ja leben als wie vom Ja der Schöpfung Gottes: „Und siehe da, es war sehr gut.“

Und noch ist kein Ende. Sie beginnen von neuem, kühn jetzt, vielverschlungenes Fugenwerk: ruhig und fest geht die eine Weise einher, Stimme um Stimme nach sich ziehend, leidenschaftlich die andere, und auch sie sucht sich Gefährten der Freude: nun verschränken sich die beiden, steigern sich, die Ruhe gibt der Bewegung ihr klares Licht, die Bewegung der Ruhe ihr fließendes Leben.... da: Stille. Ein Atemzug Pause nur, dann – leise jetzt und wie von fern her ein neuer Ton, eine Tonfolge, die das Ohr oft sich erprobt hatte: b-a-c-h. Das ist der Name, das ist er selbst, Johann Sebastian Bach, der Abschiednehmende. „Er schaut. Er horcht. Er schweigt. Er schreibt – und unterschreibt: b-a-c-h.“ Das ist, wir begriffen sogleich, was über Ordnung und Spiel hinausweist: das Wagnis der Person. Wir waren zurückgekehrt, das Todesverhängnis hatte uns nicht behalten; was uns nun vom Leben neu geschenkt wird, das sollten wir leben als Person, mit der Unterschrift... in Verantwortung also, als Menschen, die einzustehen bereit sind für das Ihre, das Anvertraute.

Größte
Tageszeitung
in
Baden-Württemberg



Aber was ist mit den Spielern? Sie hatten, jeder ein Solist, ein Meister an seinem Instrument, mit jener leichten Sicherheit musiziert, die für das Kammerspiel das Höchste und Letzte ist... sind sie in Verwirrung geraten, oder warum löst sich das Geflecht jetzt auf... warum brechen sie ab? Was ist das? Ach, das ist – man wußte vorher, daß es kommen würde, aber da es dann kam, fiel es mit einem Schrecken, nie zu vergessen, uns, Leute vom Silvester 1945, an: das ist der Tod. Der letzte Contrapunctus ist unvollendet. „Über dieser Fuge“ – so steht in der Partitur – „ist der Verfasser gestorben.“ Und wer will vollenden, was Bach unvollendet lassen mußte?

Gehen wir so nach Hause, mit diesem Fragment, – recht einem Gleichnis für das Fragment unsres Jahres, unsres Lebens, unsres Vermögens und unsrer Liebe? Aber nein: noch ein letztes Mal setzen sie ein, die Spieler, und nun geht es aus ganz anderem Ton. Nicht Sternenmusik, sondern Erdengesang, innig schwer. Eine Stimme, eine zweite, eine dritte, die vierte endlich, und in ihr die Melodie, die wir kennen, und den Text kennen wir auch: „Wenn wir in höchsten Nöten sein.“ Ja, dies ist das Letzte, dies ist noch über allem Wagnis der Person, und auch das Letzte, was uns im dahingehenden Jahr gegeben ist, befohlen und erlaubt: die Bitte am Fenster gen Ewigkeit. Vier Zeilen hat die Bitte, ein Nachhall noch, und erst dann ist es zu Ende, und wir gehen nach Hause, schweigend ein jeder unter den schweigenden Sternen.

Zwölf Jahre später – es galt den Abschied von einem sehr geliebten Menschen – war es wieder da, dieses letzte Lied. Ich hatte unterdessen einiges über die „Kunst der Fuge“ gelernt, wußte, wie sehr die strengen Musiker darauf bestehen, daß sie allein als Orgelwerk dargestellt wird, und diesmal war es nun die Orgel, die den Choral spielte. Auch kannte ich jetzt den Text, der damals gemeint war, als Bach seinem Schwiegersohn Altnikol diesen Satz diktierte, der jetzt die „Kunst der Fuge“ beschließt. „Vor deinen Thron tret ich hiemit“, begann dieser Text, und so war es ja nun auch in dieser Stunde gemeint. Abschiedsschmerz ist ein großer Herr; aber für einen Augenblick war es den Gedanken doch erlaubt, zurückzukehren in das alte Zuerstmal in die Stuttgarter Markuskirche am Silvesterabend, da diese große Musik ihr Geheimnis offenbarte, ein wenig nur: Ordnung und Spiel, das Wagnis der Person und die Kunde vom Bruchstück, das Gebet zuletzt; und dies, was über allem ist: Erfahrung der Unvergänglichkeit in der vergehenden Zeit.

Herausgeber: 1. Evang. Pfarramt Markuskirche, Stuttgart.

Anzeigenwerbung: apla-werbung Alfred Prautzsch, Langen b. Ffm., Sofienstraße 20, Telefon 21 47.

Die Klischees wurden dem Pfarramt freundlicherweise kostenlos zur Verfügung gestellt von den Firmen:

Willy Köstlin, Graph. Kunstanstalt Stuttgart S, Pelargusstraße 1-3

Gustav Dreher, Württemb. Graph. Kunstanstalt GmbH., Stuttgart S, Immenhofer Straße 23.

Individuell gekleidet sein, muß nicht teuer sein.

Dürfen wir Ihnen das zeigen?

Lutz-Korfmacher

Das Modegeschäft für die persönliche Note

Am Falbenhennenplatz